

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Januar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. № 17.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

VIII. Hoppenmarielen.

Hoppenmarielen wohnte auf dem „Forstader“, an dessen Rande sich, seit hundert Jahren und länger, eine aus bloßen Lehmblöcken bestehende Straße gebildet hatte. Diese Straße, von den Hohen-Viehern immer als etwas Fremdes angesehen, stand rechtwinklig zu dem eigentlichen Dorf, nahm hundert Schritt hinter dem Mühlengehöft ihren Anfang und stieg hügelan, in Parallellinie mit der mehr erwähten, die Aufahrt zum Herrenhause fortsetzenden Aufbaumallee. Es war das Armenviertel von Hohen-Viegh, zugleich die Unterkunftsstätte für alle Verkommenen und Ausgestoßenen, eine Art stabil gewordenen Bienenlager, das Abgang und Zugang erfuhr, ohne daß sich die Dorfborgigkeit in Einzelnen darum gekümmert hätte. Der „Forstader“ war immer so.“ So ließ man es gehen, und griff nur ein, wenn grober Unfug eine Bestrafung durchaus erforderte.

Wie der moralische Stand des Forstaders, so war auch seine Erscheinung. Die Hütten seiner Bewohner unterschieden sich von den in Front und Rücken derselben stehenden Kofen in nichts, als in dem Herdrauch, der aus ihren Dächern aufwirbelte. Der Schnee, der jetzt alles überdeckte, stellte vollends eine Gleichheit her.

In der letzten, schon auf halber Höhe des Hügels gelegenen Lehmblöcke, wohnte, womit wir unser Kapitel begannen, Hoppenmarielen. Die Kofen fehlten; statt dessen saß ein Hedenzahn das Häuschen ein, welches lehtere nach vorn hin eine Thür und ein Fenster, sonst aber nirgends einen Eingang oder eine Lichtöffnung hatte. Ein Würfel mit bloß zwei Augen. Das Innere bestand aus wenig Räumen. Der Flur, der nach hinten zu zugleich die Kochgelegenheit hatte, war eben so schmal wie tief, dazu völlig dunkel; in Sommerszeit aber erhielt er Licht durch die offen stehende Thür, während im Winter das auf dem Herd brennende Feuer ausshelfen mußte. Neben dem Flur lag die Stube; hinter dieser der Kofen.

XIV. Jahrgang. 17. f.

So war Hoppenmarielen's Haus. Wer aber war Hoppenmarielen?

Hoppenmarielen war eine Zwergin. Wo sie eigentlich herkam, wußte niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Die älteren Hohen-Vieher erzählten, daß sie vor etwa dreißig Jahren ins Dorf gekommen und als eine halbe Landstreicherin, wie manche andere vor ihr und nach ihr, mit wenig günstigen Augen angesehen worden sei. Der damals lebende Gutsherr aber, Berndt von Wigewig's Vater, habe Mitleid mit ihr gehabt und die entgegen stehenden Bedenken mit der halb scherzhaften Bemerkung niedergeschlagen: „Dafür haben wir den Forstader.“ Schon damals, so hieß es, habe sie so ausgesehen wie jetzt, ebenso alt, ebenso häßlich, habe dieselben hohen Wasserstiefel, dasselbe Kopftuch getragen, und sei, damals wie heute, schon auf weithin kennbar gewesen durch den roten Friesrock, die Kiepe auf ihrem Rücken und den mannhohen, krummstabartigen Stod in ihrer Hand.

Hoppenmarielen, so viel stand fest, hatte sich seitdem auf dem Forstader eingebürgert, und war in der ganzen Südhälfte des Oderbruchs die allergekannteste Person. Dafür sorgte neben ihrer Erscheinung auch ihr Geschäft. Sie hatte deren mehrere. Zunächst war sie Botenläuferin. Dreimal die Woche, wie immer auch Weg und Wetter sein mochte, brach sie, je nach dem Postengange, früh morgens oder spät abends auf, empfing Briefe, Zeitungen, Pakete und kehrte zwölf Stunden später, sei es von Frankfurt oder von Küstrin, nach Hohen-Viegh zurück. Und dieser Botendienst, wie er sie überall bekannt gemacht hatte, machte sie schließlich, trotz allem was dann und wann gegen sie laut wurde, auch wohlgelitten. Jedes freute sich, Hoppenmarielen über den Hof kommen und durch eine eigenthümliche Bewegung ihres Stodes, die etwas tambour-majorhaftes hatte, angedeutet zu sehen: „Ich bringe Neuigkeiten.“ Alle Landposten sind wohlgelitten.

Diese Botendienste bildeten aber nur die Basis ihrer

Existenz; wichtiger für sie oder doch wenigstens einträglicher war das Kommissionsgeschäft, das sie nebenbei betrieb. Der Eierhandel aller Dörfer anderthalb Meilen um Hohen-Viez herum lag eigentlich in ihrer Hand, wobei sie sich doppelter Provisionen zu versichern wußte. Dies ermöglichte sich dadurch, daß das ganze Geschäft auf Tausch beruhte. Eine Bauerfrau in Zechin oder Buschewer, die sich ein neues Kopfstuch wünschte, setzte sich, wenn Hoppenmarieten des Weges kam, mit dieser in Verbindung, packte ihr einen bereit gehaltenen Hahn sammt ein paar Stiegen Eier in die Kiepe und überließ es nun ebenso ihrem Genius wie ihrer Discretion, das Kopfstuch zu beschaffen. Es kam vor, daß in diesem oder jenem Artikel Hoppenmarieten den ganzen Markt bestimmte. Man sah in diesen Vortheilen, die ihr zufielen, einen ehrlichen Verdienst, und hatte recht darin. Aber nicht all ihr Verdienst war so ehrlicher Natur. Auf dem Forstacker wohnten Leute, die, selbst übel beleumdet, ihr böse Dinge nachsagten. Aber auch im Dorfe selbst wußte man davon zu erzählen. Die liebedlichen Dirnen schlüpfen sich abends in ihr Haus; sie wahrte, sie legte Karten. Sonntags war sie immer in der Kirche und sang mit ihrer rauhen Stimme die Gesangsbüchlein mit, von denen sie die bekanntesten auswendig wußte; aber niemand glaubte, daß sie eine ehrliche Christin sei. Man hielt sie für einen Nischling von Zwerg und Hefe. Selbst im Herrenhause, wo man ihr als einer Dorfkrönung, zum Theil aber auch um ihrer Brauchbarkeit willen manches nachsah, dachte man im Ganzen genommen wenig günstiger über sie. Nur Lewin stand ihr mit einer gewissen poetischen Zuneigung zur Seite. Er liebte scherzhaft über sie zu phantastiren. Ihr Alter sei unbestimmbar; sie sei ein geheimnißvolles Ueberbleibsel der alten wendischen Welt, ein Bodenprodukt dieser Gegenden, wie die Krüppelsteier, deren einige noch auf dem Höhenrücken ständen. Bei anderen Gelegenheiten wieder, wenn ihm vorgehalten wurde, daß die Wenden sehr wahrscheinlich schöne Leute gewesen seien, begnügte er sich, sie als ein Höhenbild auszugeben, das, als der letzte Czernobogtempel fiel, plötzlich lebendig geworden sei und nun die früher beherrschten Gebiete durchschreite. Er fügte auch wohl hinzu: Hoppenmarieten werde nie sterben, denn sie lebe nicht. Sie sei nur ein Spuk. Darin verjah er es nun aber ganz und gar; sie lebte nicht nur, sie lebte auch gern und gut und dabei ganz mit jener sinnlichen Lust, wie sie den Zwergen immer und den Geizigen in der Regel eigen ist. Und sie war beides, zwerghaft und geizig.

Die Bauern hatten sich nach ihrem Diskurs im Schwarwalschen Krüge kaum getrennt, als Hoppenmarieten in dem schweren Schritt ihrer Wasserstiefel die Dorfstraße hinaufkam. Sie ging rasch wie immer, nüsterte und sprach unverständliche Worte vor sich hin. Ihr langer Hakenstock bewegte sich dabei taktmäßig auf und ab und ihr rother Friesrock leuchtete.

Als sie das Mühlengäßchen passirt hatte, schwenkte sie links und schritt nun die verschneite Lehmkathen- und Kofenstraße hinauf auf ihr Häuschen zu. Die Thür desselben war nur eingeklinkt und mit Recht, denn alles, was sich darinnen befand, stand im Schutze seiner eigenen Unheimlichkeit. Völliges Dunkel empfing sie; sie tappte sich mit dem Stode fühlend bis in die Mitte des Flurs, stellte hier Stock und Kiepe bei Seite und fuhr dann mit ihrer Hand, die eine Hornhaut hatte, in der Herdaische umher, bis ein paar glühende Kohlen zum Vorschein kamen. Sie blies nun, nahm einen Schwefelsaden und zündete mit Hilfe desselben eine Blechlampe an, ohne übrigens von dem bescheidenen Lichte, das dieselbe gab, zunächst Gebrauch zu machen. Sie kroch vielmehr in ein großes, unmittelbar neben dem Herd befindliches Ofenloch hinein, rührte auch hier mit einem langen, halb verkohlten Scheit in der tief nach hinten liegenden Glut, warf Reisig, Tannenäpfel und ein paar Stücke feinharten Torfes auf und trat nun erst in die Stube.

Diese war geräumig. Hoppenmarieten leuchtete darin umher, sah in alle Winkel, that einen Blick in den nach hinten zu gelegenen Kofen und drückte zuletzt, beständig vor sich hin-sprechend, ihre Zufriedenheit mit dem Sachbefunde aus. Die Lampe gab gerade Licht genug, um alles in der Stube befind-

liche erkennen zu können. Neben dem Fenster, dicht an die Ecke geschoben, stand ein Wandhump mit Tassen und Tellern; der eichene Tisch war blank gecheuert; an der Eingangstür hing ein großer, mitten durchgeborstener Rundspiegel, von dem es zweifelhaft bleiben mochte, ob er um Eitelkeits oder Geschäfts willen an dieser Stelle hing. Denn er sah aus, als ob er beim Wahren und Kartenschlagen nothwendig eine Rolle spielen müsse. Im übrigen war eine gewisse weihnachtsfestliche Herrichtung, für die Hoppenmarieten selber am Tage vorher gesorgt zu haben schien, unverkennbar. Das Himmelbett hatte frische Vorhänge, die Dielen waren mit Tannenzweigen bestreut und an dem Dedenhaken hing ein Ebereschenzweig, dessen Beeren, trotz vorgeschrittener Winterzeit, noch ihre schöne rothe Farbe zeigten. Alles dies hätte fast einen gemüthlichen Eindruck machen müssen, wenn nicht dreierlei gewesen wäre: erstens Hoppenmarieten in Person, dann ihre Vogelkäfige und drittens und letztes der Kofen. Hoppenmarieten selbst kennen wir; aber von den beiden anderen noch ein Wort.

An allen vier Wänden hin, dicht unter der Decke, lief eine Reihe von Vogelgebauern. Wohl zwanzig an der Zahl. Nur wo Bett und Ofen standen, war die Reihe unterbrochen. Was eigentlich in den Bauern drin steckte, war nicht klar zu erkennen gewesen, als Hoppenmarieten mit der Lampe daran hingeleuchtet hatte. Nur allerhand dunkle Vogelangen hatten groß und schläfrig in das Licht gestarrt. Es mußte sich einem aufdrängen, das seien wohl die Augen, die bei Abwesenheit der Herrin hier Wache hielten.

Dieser seltsame Fries von Vogelbauern, in denen bloß schweigendes Volk zu Hause zu sein schien, war unheimlich genug, aber unheimlicher war der Kofen. Schon der Rundspiegel, der an der Thüre hing, bedeutete nichts Gutes. Drinnen war alles leer. Nur Kräuterbüschel zogen sich hier in ähnlicher Weise um die Wände herum, wie nebenan die Vogelkäfige. Es waren gute und schlechte Kräuter: Melisse, Schofgarbe, Wohlverleih, aber auch Allermannsharnisch, Sumpfpork und Klosterwaidholder. Dazwischen Bündel von Roggenhalmen, deren gesunde Körner längst ausgefallen waren, während das giftige blaue Mutterkorn noch an den Ähren haftete; der Geruch im ganzen war betäubend. Was einem schärferen Beobachter vielleicht mehr als alles andere aufgefallen wäre, war, daß sämmtliches Kräuterwerk, statt an einfachen Nägeln, an dicken Holzpflocken hing, deren mehrere Zoll betragender Durchmesser in gar keinem Verhältniß zu der winzigen, von ihnen zu tragenden Last stand.

Hoppenmarieten, die es sich mittlerweile bequem gemacht und die hohen Wasserstiefel mit ein paar aus Filzstuch genähten Schuhen vertauscht hatte, holte jetzt die Kiepe vom Flur herein und schien, ihrem ganzen Dantieren nach gewillt, einen Schmans für sich selber vorzubereiten. Sie wühlte behaglich in ihrer Kiepe, bis sie die Gegenstände, die sie suchte, gefunden hatte. Was zuerst aus der Tiefe heraufstieg, war eine blaue Spitztüte, dann kamen zwei Eier, die sie prüfend gegen das Licht hielt, zuletzt ein altes bedrucktes Sackstuch, in das aber etwas Wichtigeres eingeschlagen war. Wenigstens hielt sie das Packet mit beiden Händen ans Ohr und schüttelte. Der Ton, den es gab, beruhigte sie. Sie legte nun alles auf den Tisch, eines neben das andere, und holte vom Schapp her einen alten Fayencetopf mit abgebrochenem Henkel, dazu einen Quirl und einen Blechlöffel. Jetzt war alles beisammen. Sie that aus der blauen Tüte einen Löffel Zucker in den Topf, schlug die beiden Eier hinein, wickelte aus dem Sackstuch eine Rumflasje heraus, liebäugelte mit ihr, goß ein und quirlte. Nur etwas fehlte noch: das siedende Wasser. Aber auch dafür war gesorgt. Sie trat in den Flur, kroch abermals in das Ofenloch und kam mit einem ruhigen Theekessel zurück, dessen Inhalt zischend und sprudelnd in dem großen Fayencetopf verschwand.

Hiermit waren die Vorbereitungen als geschlossen anzusehen. Das eigentliche Fest konnte beginnen. Sie machte den Tisch wieder klar, baute sich einen großen, braunen Napfluchen auf, und sah, während sie den Kopf in beide Arme stützte, mit sinnlicher Zufriedenheit auf das hergerichtete Mahl. Auch

jezt noch war sie beflissen nichts zu überreiken. War es nun, daß sie in der Hinanschiebung des Genusses eine Steigerung sah, oder hatte sie so ihre eigenen Hoppenmarieleschen Vorstellungen davon, wie nun einmal ein erster Weihnachtstag gefeiert werden müsse, gleichviel sie begnügte sich vorläufig damit, den aufsteigenden Dampf von der Seite her einzusaugen und zog dabei den Tischkasten weit auf, in dem, durch eine Scheidewand getrennt, links das Gesangbuch, rechts die Karten lagen. Sie nahm das Gesangbuch, schlug das Christlied auf: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“, las in recitativischer Weise, die sie selber für Gesang halten mochte, die drei ersten, dann die letzte Strophe, knippte wieder zu und that einen ersten tüchtigen Zug. Gleich darauf ging sie zu einem allerenergischsten Angriff auf den Kapffuch über, der nun innerhalb zehn Minuten von der Tischfläche verschwunden war. Sie strich die Krümel in ihre linke Handfläche zusammen und schüttete alles sorgfältig in den Mund.

Jetzt, wo der Hayencotopf keinen Nebenbuhler mehr hatte, war sie erst in der Lage, ihm zu zeigen, was er ihr war. Sie legte streichelnd und patschelnd ihre Hände um ihn herum, untersuchte mit den Knöcheln alle Stellen, die einen kleinen Sprung hatten, bog sich über ihn und nippte, schlürfte und that dann wieder volle Züge. Nachdem sie so den ganzen Kurzus des Behagens durchschmaruzt hatte, zog sie den Schubkasten zum zweiten Male auf, nahm jetzt aber, statt des Gesangbuches, das Kartenspiel heraus. Es waren deutsche Karten Schippen, Herzen, Eichel; sie lagen in Form einer Mulde fest auf einander, was jedoch für Hoppenmarieles Hände keine Schwierigkeiten bot. Als sie wohl eine halbe Stunde lang aufgelegt, gemischt und wieder aufgelegt hatte, ohne daß die Karten kommen wollten, wie sie sollten, stieg ihr das Blut zu Kopf. Der Schippenbube wich ihr nicht von der Seite. Das mißfiel ihr; sie wußte ganz genau, wer der Schippenbube war. Was? Da lag er wieder neben ihr. Sie stand unruhig auf, nahm die Lampe, leuchtete hinter den Ofen, sah zwei-, dreimal in den Alkoven hinein und setzte sich dann wieder. Aber die Beklemmung wollte nicht weichen. Sie schnürte deshalb das großgebäumte Kattummieder auf, das sie trug, nestelte, zerterte, zapfte und fühlte nach einem Täschchen, das sie an einem Lederstreifen auf der Brust trug. Es war da. Sie nahm es ab, zählte seinen Inhalt und fand alles, wie es sein mußte. Dies gab ihr ihre Ruhe wieder. Sie wollte es noch einmal versuchen und begann abermals die Karten zu legen. Diesmal traf es; der Schippenbube lag weit ab. Ein häßliches Lachen zog über ihr Gesicht; dann that sie den letzten Zug, schob einen großen Holzriegel vor die Thüre und löschte das Licht.

Als eine Stunde später der Mond ein Fenster schien, schien er auch auf das verwitterte Antlitz der Zwergin, das jetzt, wo sich das schwarze Kopftuch verschoben und die weißen Haarsträhnen bloßgelegt hatte, noch häßlicher war als zuvor. Der Mond zog vorüber; das Bild gefiel ihm nicht. Hoppenmarieles selbst aber träumte, daß Schippenbube sie am Halse gepackt habe und an dem Lederriemen zerre, um ihr die Tasche abzureißen. Sie rang mit ihm; der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn; dabei aber rief sie: „Wart, ich sag's; Diebe, Diebe!“

Durch das öde Haus hin klangen diese Rufe. Die Vögel flogen langsam von ihren Sprossen und starren durch ihre Gitter auf das Bett, von wo die Rufe kamen.

IX. Schulze Kniehase.

Dem Krüge gegenüber lag der Schulzenhof. Er bestand aus einem Ziegeldachhaus, an das sich nach rückwärts zwei lange schmale Stallgebäude anlehnten, die durch eine Scheune mit einander verbunden waren. Auf dem Hofe war der Schnee zusammengeschippt, so daß er eine Mauer bildete; die Stallthüren standen auf, aus denen die warme Luft wie ein Nebel ins Freie zog. An der Schwelle saßen Sperlinge und pickten einzelne Körner auf. Sonst alles still; auch der Hoshund feierte. In einer der Ecken zwischen Stall und Scheune stand seine Hütte; etwas von seinem Lagerstroh hatte er vor die Oeffnung geschoben, und

auf diesem Kissen lag nun sein spitzer Wollstopp und sah behaglich in den Morgen hinein.

Und still und festtäglich wie draußen auf dem Hofe, so war auch das Haus. Schon seine Treppe war mit Sand besreut; in den Ecken der Vorbielle standen junge Kiefern und füllten die Luft mit ihrem Harzgeruch; an einem Hofen in der Mitte des Flurs aber hing ein Mistelbusch. Die Wohnstuden waren schon geheizt und die Kaminthüren geschlossen; nur zur Rechten, wo das große Besuchszimmer lag, knisterte noch ein Feuer und warf seinen Schein. Eine Kage strich ihre Klauen an den warmen Ecken, schnurrend mit gekrümmtem Rücken, zum Zeichen ihres besonderen Behagens.

In dem vordersten Wohnzimmer, um einen schweren Eichenisch herum, befanden sich drei Personen. Dem Fenster zunächst, und diesem den Rücken zutehend, saß ein breitschultriger Mann, ein Fünfziger. Sein Gesicht drückte Kraft, Festigkeit und Wohlwollen aus. Spärliches blondes Haar legte sich an seine Scheitel, er war sonntäglich gekleidet und trug einen langen schwarzbraunen Rock. Die Frau zu seiner Linken, trotz ihrer vierzig, war noch hübsch, von dunklem Teint und wendisch gekleidet. Ein breiter Kragen fiel über ihr Nieder von schwarzem Tuch, und der kurze Friesrock war in hundert Falten gelegt. Unter der engen Tüllmütze versteckte sich nur halb das glänzend schwarze Haar. Aller Schmuck war silbern. Um den Hals schlang sich eine starke, vorn auf der Brust durch einen Schieber zusammengehaltene Kette; die Ohrgehänge gleichen großen silbernen Tropfen.

Dies war das Schulze Kniehase'sche Paar. Dem Alten gegenüber, im vollen Fensterlicht, saß die Tochter des Hauses, Maria, ebenso aufrecht wie Tages zuvor am Kamin des Herrenhauses. Sie trug dasselbe Taftkleid, dasselbe rothe Band im Haar; und mit derselben Aufmerksamkeit, mit der sie gestern den Erzählungen Lewins gefolgt war, folgte sie heute der Vorelesung ihres Vaters, der zuerst das Weihnachtsevangelium, dann das 8. Kapitel aus dem Propheten Daniel las. Der alte Kniehase hatte dies Kapitel mit gutem Vorbedachte gewählt. Mariens Hände lagen still in ihrem Schoß. Und als die Stelle kam: „Und nach diesem wird aufkommen ein frecher und tüchtiger König, der wird mächtig sein, doch nicht durch seine Kraft, und durch seine Klugheit wird ihm der Betrug gerathen und er wird sich auflehnen wider den Fürsten aller Fürsten; aber er wird ohne Hand zerbrochen werden“ — da wurden ihre Augen größer, wie sie es bei der Erzählung von dem Feuerschein im Schlosse zu Stockholm geworden waren, denn, erregbaren Sinnes, nahm jegliches wovon sie hörte, lebendige Gestalt an. Sonst blieb alles in gleichem Schlag. Das Rothschelchen, mit leisem Gezirp, häufte aus dem Ring auf die Sprossen und wieder von den Sprossen in den Ring; in gleichmäßigem Takt ging der Pendel der Gehäusenhr. Und so ging auch des Schulzen Kniehase Herz.

Kniehase, der aus einer pfälzischen Kolonie stammte, hatte als Soldat Peter Kämmerich in der Schlacht das Leben gerettet. Er war dadurch in nähere Beziehungen zu dieser Familie getreten, hatte Trude Kämmerich, die Schwester seines Freundes, heimgeführt und sich in Hohen-Viez angekauft. Hier hatte er sich bald so bewährt, daß er, als der alte Schulze starb, einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt wurde.

Die Kniehases waren ein glückliches Paar; aber kein Glück ist vollkommen: sie blieben kinderlos. Da traf es sich, daß auch eine Tochter ins Haus kam, kein eigenes Kind und doch geliebt wie ein solches.

Es war um Weihnachten 1804, zwei Jahre früher, als die Frau von Bizevitz starb, da kam ein „starker Mann“ ins Dorf, einer von jenen fahrenden Künstlern, die zunächst in rothem Tricot mit fünf großen Kugeln spielen und hinterher ein Taubenpaar aus einem Schubsack aufstiegen lassen, in das sie vorher eine Uhr oder ein Taschentuch gelegt haben. Der starke Mann schien bessere Tage gesehen zu haben; seine ganze Haltung deutete darauf hin, daß er nicht immer in einem Pflanzwagen von Dorf zu Dorf gefahren war. Er hielt jetzt vor dem Scharwentaichen Krüge, führte das magere Pferd in den Stall, und am Abend war Vorstellung. Ein kleines Mädchen, das zehn

Jahre sein mochte, wechselte mit ihm ab, sang Lieder und deflamirte; zuletzt erschien sie in einem kurzen Gazelleid, das mit Stenchen von Goldpapier besetzt war, und führte den Shawllanz auf. Die Hohen-Bieher Bauern, ganz besonders die alten, waren wie benommen und streichelten das Kind mit ihren großen Händen. Es sollte ihnen bald Gelegenheit werden, ihr gutes Herz noch weiter zu zeigen.

Der „starke Mann“ war längst kein starker Mann mehr; er war siech und krank. Er legte sich und es ging rasch bergab. Pastor Seidentopf saß an seinem Bett und sprach ihm Trost zu; der Sterbende aber, der wohl wußte, wie es mit ihm stand, schüttelte den Kopf, zog den Pastor näher an sich heran und sagte fest: „Ich bin froh, daß es zu Ende geht.“ Dann wies er mit einer leisen Seitwärtsbewegung des Kopfes auf die Kleine, die am Fenster saß, preßte beide Hände aufs Herz und setzte mit halberstimmter Stimme hinzu: „Wenn nur das Kind nicht wäre.“ Dabei brach er, alle Kraft über sich verlierend, in ein trampfhaftes Schluchzen aus. Die Kleine, als sie das Weinen hörte, kam herzu gesprungen und küßte in leidenschaftlicher Liebe die Hand des Sterbenden. Dieser streichelte ihr das Haar, sah sie an und lächelte. Es war, als ob er in eine lichte Zukunft geblickt hätte. So starb er. Auf dem Tische neben ihm stand die kleine Zauberkommode, aus der immer die Tauben aufflogen. Pastor Seidentopf war tief erschüttert.

An die Hohen-Bieher aber traten jetzt zwei Fragen heran, von denen es schwer zu sagen, welche die Gemüther mehr beschäftigte. Die erste Frage war: „Was machen wir mit dem Toten?“ Die alten Wendenbauern waren gutmüthig, aber sie dachten doch ernst in solchen Sachen. Den starken Mann bloß einzuscharren, erschien ihnen als unthunliche Härte, ihn aber auf ihrem christlichen Kirchhofe zu begraben, als noch unthunlichere Entweihung. War er überhaupt ein Christ? Die Mehrzahl zweifelte. Da fand Pastor Seidentopf unter dem Kopfkissen des Toten eine Tasche mit allerhand Papieren, auch Tauf- und Trauschein. Die Briefe gaben weiteren Aufschluß. Es zeigte sich, daß er Schauspieler gewesen war, daß er eine Tochter aus gutem Hause wider den Willen der Eltern geheiratet hatte, und daß die Frau schließlich hingestorben war in Gram und Glend, aber ohne Vorwurf und ohne Reue. Die letzten Briefe, viel durchgesehene, waren aus einem schlesischen Klosterhospital datirt. Ein gescheitertes Leben sprach aus allen, aber kein unglückliches, denn was sie zusammen geführt hatte, hatte Noth und Tod überdauert.

Pastor Seidentopf, als er die Briefe gelesen, trat wieder unter seine Bauern, die unten im Krug seiner harreten, und am dritten Tage hatte der starke Mann ein christliches Begräbniß, als ob er ein kümmerlich oder ein Niemand gewesen wäre. Die Schulkinder sangen ihn hügelan, trotzdem ein großes Schneetreiben war, Frau von Wigewitz, gültig wie immer, stand mit am Grabe und warf dem Toten die erste Hand voll Erde nach, Berndt von Wigewitz aber ließ ihm ein Kreuz errichten, darauf folgender vom alten Küster Jeserich Kuballe gedichteter Spruch zu lesen war:

Ein Stärker zwang den starken Mann,
Nimm ihn Gott in Gnaden an.

So erlebte sich die erste Frage. — Die zweite Frage war: „Was machen wir mit dem Kinde?“ Pastor Seidentopf erwog die Frage hin und her; hundert Pläne gingen ihm durch den Kopf, aber keiner wollte passen. Die Bauern waren schon und schwierig. Da trat Schulze Kniehase dazwischen, und das weinende Kind vom Krug aus in sein Haus hinüber führend sagte er: „Mutter, die schickt uns Gott.“

Und am anderen Tage, weil es dicht vor dem Christfest war, begann er ihr einen Baum zu pflanzen, und nannte sie seine Weihnachtspuppe und sein Zauberkind.

Die Bauern sahen anfangs ängstlich zu; „sie wird ihm wegzugeln“, meinten die einen, „und das wäre noch das Beste“, versicherten die anderen. Aber sie flog nicht fort, und Pastor Seidentopf sagte: „Sie wird ihm Segen bringen, wie die Schwalben am Sims.“

X. Marie.

„Sie wird dem Hause Segen bringen, wie die Schwalben am Sims,“ so hatte Prediger Seidentopf gesprochen, und seine Worte sollten in Erfüllung gehen. Das Kopfschütteln der Bauern nahm bald ein Ende. Es geschah das, was unter ähnlichen Verhältnissen immer geschieht: dunkle Geburt, seltene Lebenswege, wie sie den Argwohn wecken, wecken auch das Mitgefühl, und ein schöner Trieb kommt über die Menschen, ein unverschuldetes Schicksal auszugleichen. Der Zauber des Geheimnißvollen unterstützt die wachgewordene Theilnahme.

Das erfuhr auch Marie. Ehe noch der erste Winter um war, war sie der Liebling des Dorfes; keiner spottete mehr über das Gazelleid mit den Goldpapiersternchen, in dem sie zuerst vor ihnen aufgetreten war. Vielmehr erschien ihnen jetzt dieser bloße Hauch einer Kleidung als ihr natürliches Kostüm, und wenn Schulze Kniehase, der das Kind von Anfang an über die Maßen liebte, drüben im Krug saß und halb ernsthaft halb scherzhaft versicherte, „sie sei ein Feenkind“, so widerrepete niemand, weil er nur aussprach, was alle längst schon an sich selbst erfahren hatten. Daß sie forstliegen würde, daran glaubte freilich niemand mehr, mit alleiniger Ausnahme der Mädchen in den Spinnstuben, die voll Spuk- und Gespensterbedürfniß immer Neues und Wunderbares von ihr zu erzählen wußten. Und nicht alles war Erfindung. So hatte sie wirklich eine unbezwingbare Vorliebe für den Schnee. Wenn die Flocken still vom Himmel fielen, oder tanzten und flöberten, als würden Betten ausgeschüttet, dann entfernte sie sich aus dem Vorderhause, kletterte die lange Schrägleiter hinauf, die bis auf den First des Scheunendaches führte, und stand dort oben schneeuwirbelt. Die Mädchen versicherten auch, sie hätten sie singen hören. Es bedarf keiner Ausführung, welche phantastisch weitgehenden Schlüsse daraus gezogen wurden.

So war es im Winter. Als der Sommer kam, der eine freiere Bewegung gönnte, genann sie vollends alle Herzen. Sie besuchte nicht nur die einzelnen Bauerhöfe, sondern auch die ausgebauten Loose, die weiter ins Bruch hineinlagen, spielte mit den Kindern und erzählte Geschichten. Das Fremde und Geheimnißvolle, das sie von Anfang an gehabt hatte, blieb ihr, aber niemand wunderte sich mehr darüber. Auch die Dorfmadchen nicht. Einmal verirrt sie sich; im Kniehaseschen Hause war große Aufregung; alles lief und suchte bis an die Oberhin. Endlich fand man sie, keine tausend Schritt vom Dorfe. Sie lag schlafend im Korn, ein paar Moosblumen in der Hand; ein kleiner Vogel saß ihr zu Füßen. Niemand kannte den Vogel, als er aufflog und aller Augen ihn verfolgte. „Der hat sie beschützt!“ sagten die Hohen-Bieher.

In der Regel spielte sie auf dem Abhange zwischen der Kirche und dem Dorfe, am liebsten auf dem Kirchhofe selbst. Sie las die Inschriften, umarmte den Rasen von ihres Vaters Grabe, kletterte auf die hohe Feldsteinmauer und saß auf die Segel der Oberkähne nieder, die, angeglüht von der sich neigenden Sonne, unten auf dem Strome vorüberzogen. Kam dann des alten Küsters Kuballe Magd, um zu Abend zu läuten, so folgte sie dieser, zog ein paar mal mit an dem Glodenstrang und huschte dann in die schon halbdunkle Kirche hinein. Hier setzte sie sich mit halbem Körper auf das äußerste Ende der Frontbank, auf der am Tage nach der Kurersdorfer Schlacht ein Major vom Regiment Iphenlyg verblutet war, blickte seitwärts schein nach dem dunkeln Fleck hinüber, der nicht wegzuschaffen war, und sah dann endlich, um das selbstgewollte Grauen wieder von sich zu bannen, nach dem großen Wigewitschen Marmorbilde hinüber, das die Inschrift trug: „so Du bei mir bist, wer will wider mich sein.“ So blieb sie, bis der Glodenton verklang. Dann trat sie wieder auf den Kirchhof hinaus, sah der Magd nach, die den Schlangelpfad ins Dorf herniederstieg und umkreiste schein aber immer enger und enger die alte Buche, deren zweigetheilter Stamm, der Sage nach, an den Bruderzwist der Wigewitze gemahnte. Fiel dann ein Blatt, oder flog ein Vogel auf, so fuhr sie zusammen.

Es waren schöne Tage, dieser erste Sommer in Hohen-Biege; aber diese schönen Tage konnten nicht dauern. Die Schulzenleute, Mann wie Frau, hatten längst ihre Sorge dar-



Kopplige Rentierherde. Nach dem Leben gezeichnet von Th. von Edenbrecher.

Edenbrecher

über. All dies Umherstreifen währte schon zu lange; Arbeit, Ordnung, Schule, mußten an seine Stelle treten. Aber wie? Beide Kniehase waren weitab davon, ein Prinzeshen aus ihrem Pflanzgarten machen zu wollen, aber eben so bestimmt fühlten sie auch, daß die Dorfschule kein Platz für sie sei. Sie paßte nicht unter die Holzpantoffelkinder, ganz abgesehen davon, daß sie, ohne je eine Schulstunde gehabt zu haben, um ein Betrachtliches besser lesen konnte, als der alte Feilerich Kuballe, zumal wenn er seine Hornbrille vergessen hatte.

In dieser Noth half die gute Frau von Bigewitz. Sie hatte längst daran gedacht, das sonderbare Kind, von dessen phantastischem Wesen sie so manches gehört hatte, als Spiel- und Schulgenossin Renatens in ihr Haus zu ziehen, allerhand Erwägungen aber, die dagegen sprachen, hatten es damals nicht dazu kommen lassen. Der Kniehase'sche Pflanzling, so gewinnend er sein mochte, war doch immer eines Taschenspielers, im günstigsten Falle eines verarmten Schauspielers Kind, und so wenig sie persönlich einen Anstoß daran nahm, so glaubte sie dennoch in Erziehungsfragen weniger ihr eigenes, durchaus freies und vornehmeres Empfinden, als vielmehr allgemeine, aus Pflicht und Erfahrung hergeleitete Anschauungen zu Rathe ziehen zu müssen. So zerstückte es sich denn wieder. Pastor Seidentopf hätte es freilich wohl schon damals in der Hand gehabt, einen andern Ausgang herbeizuführen; er wollte jedoch, in einer so verantwortungsvollen Angelegenheit, nicht ungefragt eingreifen und zog es vor, sich die Dinge selber machen zu lassen.

Und sie machten sich auch, und zwar in sehr eigentümlicher Weise. Am Rande des Bigewitz'schen Parks, schon in einiger Erhöhung, stand eine Florastatue und sah einen breiten Kiesweg hinunter auf die Gartenfront des Herrenhauses. Zu Füßen der Statue waren fünf dreieckige Blumenbeete angelegt, die in ihrer Gesamtheit einen einfassenden Halbkreis bildeten. An dieser Stelle hatte Marie, bei ihren täglichen Streifereien, häufig ein paar Blumen gepflückt, Balsaminen oder Nelken, und war dabei niemals einem Verbot begegnet. Im Gegentheil. Der Gärtner, des zierlichen und fremdartigen Kindes sich freudig, hatte ihr zugewinkt und einmal sogar ihr ein paar Fuchsia-Knospen über das linke Ohr gehängt. Nun war es September geworden; die rothen Verbenen blühten und dazwischen, aus eingegrabenen Töpfen, wuchsen ein paar unscheinbare Blumen auf, die dem spielenden Kinde als dunkle Berggipfeln erschienen. Sie pflückte sie ab. Es war aber Heliotrop, damals noch etwas seltenes, und Frau von Bigewitz wollte wissen, wer ihr das angethan und sie um den Anblick ihrer Lieblingsblume gebracht habe. Als Marie davon hörte, sagte sie rasch einen Entschluß. Sie setzte sich auf eine Bank, in unmittelbarer Nähe der Statue, und als Frau von Bigewitz auf ihrem Spaziergang den breiten Kiesweg hinaufschritt, sprang sie auf, eilte der Herankommenden entgegen, küßte ihr die Hand und sagte: „Ich habe es gethan.“ Sie war dabei hochroth und zitterte, aber sie weinte nicht. Von diesem Augenblick an war die Freundschaft geschlossen. Frau von Bigewitz streichelte ihr das Haar und sah sie fest und freundlich an; dann führte sie sie zu der Bank zurück, von der sie aufgestanden war, stellte Fragen und ließ sich erzählen. Alles bestätigte ihr den ersten Eindruck. So trennten sie sich. Noch am selben Nachmittag aber sagte Frau von Bigewitz zu Seidentopf: „Das ist ein seltenes Kind,“ und ehe acht Tage um waren, war sie die Spiel- und Schulgenossin Renatens.

Sie war anfangs zurück; alles was sie konnte, war eben lesen und deklamieren. Aber ihre schnelle Fassungs-gabe, durch Gedächtniß und glühenden Eifer unterstützt, gestattete ihr das Veräumte wie im Fluge nachzuholen, und ehe noch ein halbes Jahr um war, war sie in den meisten Disziplinen Renatens gleich. Und wie sie den von Frau von Bigewitz an ihre Fähigkeiten geknüpften Erwartungen entsprach, so auch denen, die sich auf ihren Charakter bezogen. Sie war ohne Laune und Eigensinn; etwas Heftiges, das sie hatte, wich jedem freundlichen Wort. Die beiden Mädchen liebten sich wie Schwestern.

Nichts war mißglückt, über Erwarten hinaus hatten sich die Wünsche der Frau von Bigewitz erfüllt, dennoch stellten sich immer wieder Bedenken bei ihr ein, die freilich jetzt nicht mehr

das Glück Renatens, sondern umgekehrt das Glück Mariens betrafen. Es galt, nicht nur den Augenblick, sondern auch die Zukunft befragen. Wie sollte sich diese gestalten? War es recht, dem Schulzente die Erziehung eines adeligen Hauses zu geben? Würde Marie nicht in einen Widerspruch gestellt, an dem ihr Leben scheitern konnte? Sie theilte diese Bedenken ihrem Gatten mit, der, von Anfang an dieselben Skrupel hegend, sofort entschlossen war, mit Schulze Kniehase, zu dessen Verständigkeit er ein hohes Vertrauen hatte, die Sache auszusprechen.

Berndt ging in den Schulzenhof, traf Kniehase mitten in Rechnungsabzählungen, die das nach Küstrin hin gelieferte Stroh- und Hafer-Quantum betrafen, rücte mit ihm in die Fenster-nische und stellte ihm alles vor, wie er es mit der Frau von Bigewitz besprochen hatte.

Schulze Kniehase hörte aufmerksam zu, dann sagte er, als sein Gutsherr schwieg: er habe sich's, als von der Sache zuerst gesprochen wurde, auch überlegt, ob er dem Kinde nicht die Ruhe nehme, die doch mehr sei als alles Lernen und Wissen. All sein Ueberlegen aber habe doch immer wieder dahin geführt, daß es das Beste sein würde, die gnädige Frau, die es so gut meine, ruhig gewähren zu lassen. So sei es ein halbes Jahr gegangen. Es jetzt nun nach der entgegengekehrten Seite hin zu ändern, sei nur rathsam, wenn es der ausgesprochene Wille der gnädigen Frau sei. Sein eigener Wunsch und Wille sei es schon seit Monaten nicht mehr; die Bedenken, die er anfangs gehabt, seien mehr und mehr von ihm abgefallen. Er wisse auch wohl warum. Das Kind, das ihm die Hand Gottes fast auf die Schwelle seines Hauses gelegt habe, sei kein häuerlich Kind; es sei nicht häuerlich von Geburt und nicht häuerlich von Erscheinung. Er sähe so mitunter in der Dämmerstunde und mache sich Bilder, wie auch wohl andere Leute thäten, aber wie vielerlei auch an ihm vorüber zöge, nie sähe er seine Marie mit gekürztem Rock und zwei Milchweimern unter dem Juruse lachender Knechte über den Hof gehen. Er liebe das Kind, als ob es sein eigen wäre; aber er betrachte es doch als ein fremdes, das eines Tages ihm wieder abgefordert werden würde. Nicht von den Menschen, wohl aber von der Natur. Es wird so sein, wie mit den Enten im Hühnerhof, die eines Tages forschwimmen, während die Henne am Ufer steht.

Als Kniehase so gesprochen, hatte ihm Berndt von Bigewitz die Hand gereicht, und im Herrenhause schwiegen von jenem Tage an alle Bedenken.

Auch der Tod der Frau von Bigewitz, schmerzlich wie er von Marie empfunden wurde, änderte nichts in ihrem Verhältniß zu den Zurückgebliebenen. Tante Schorkemmer kam ins Haus und frei von jener Liebedienerei, die sich in Bevorzugung Renatens hätte gefallen können, betrachtete sie vielmehr beide Mädchen wie Geschwister und umfaßte sie mit gleicher Herzlichkeit.

Nach der Einlegung hörten die Unterrichtsstunden auf, aber die beiden Mädchen waren zu innig an einander gekettet, als daß der Wegfall dieses äußerlichen Bandes das Geringste an ihrer Vertheilung und Lebensweise hätte ändern können. Der Geburts- und Standesunterschied wurde von Renate nicht geltend gemacht, von Marie nicht empfunden. Sie sah in die Welt wie in einen Traum und schritt selber traumhaft darin umher. Ohne sich Rechenschaft davon zu geben, stellten sich ihr die hohen und niederen Gesellschaftsgrade als bloße Rollen dar, die wohl dem Namen nach verschieden, ihrem Wesen nach aber gleichwerthig waren. Es war im Zusammenhange damit, daß unter allen Bildern, die sich im Bigewitz'schen Hause befanden, eine Nachbildung des „Lübecker Todtentanzes“, bei allem Erschütternden, doch zugleich den erhebenssten Eindruck auf sie gemacht hatte. Die Predigt von einer letzten Gleichheit aller irdischen Dinge sprach das aus, was dunkel in ihr selber lebte. Dabei war sie ohne Anspruch und ohne Begehr. Alles Schöne zog sie an; aber es drängte sie nur an Theil zu nehmen, nicht es zu besitzen. Es war ihr wie der Strmenhimmel; sie freute sich seines Glanzes, aber sie streckte nicht die Hände danach aus.

Diese Unbegehrlichkeit hatte sich auch an ihrem sechzehnten

Geburtstage gezeigt. Bei dieser Gelegenheit erhielt sie als großes Geschenk des Tages ihr eigenes Zimmer. Beide Kniehohes führten sie, mit einer gewissen Feierlichkeit, in die nördliche Giebelstube, die geradeaus den Blick auf den Park, nach rechts hin auf die Kirche hatte und sagten: „Marie, das ist nun Dein; schalte und walte hier; erfülle Dir jeden kleinen Wunsch; uns soll es eine Freude sein.“

Marie, im ersten Sturm des Glückes, hatte ein Hin- und Hergehoben mit Schrank und Nähtisch, mit Bücherbord und Kleidertruhe begonnen, aber dabei war es geblieben. Es kam ihr nicht in den Sinn, ihrem alten, ihr lieb gewordenen Besitzt etwas Neues hinzuzufügen. Was sie hatte, freute sie, was sie nicht hatte, entbehrte sie nicht.

„Sie hat Muth und sie ist demüthig“ hatte, nach jener ersten Begegnung im Park, Frau von Biewitz zu Pastor Seidentopf gesagt. Sie hätte hinzu setzen dürfen: „vor allem ist sie wahr.“ Jenes Wunder, das Gott oft in seiner Gnade thut, es hatte sich auch hier vollzogen: innerhalb einer Welt des Scheins war ein Menschenherz erblickt, über das die Lüge nie

Macht gewonnen hatte. Noch weniger das Unlautere. Taute Schorlemmer sagte: „Unsere Marie sieht nur, was ihr frommt, für das, was schädigt, ist sie blind.“ Und so war es. Phantasie und Leidenschaft, weil sie sie ganz erfüllten, schüteten sie auch. Weil sie stark fühlte, fühlte sie rein.

Im Hohen-Bieger Herrenhause, — es war im Winter vor Beginn unserer Erzählung — sang Kenate ein Lied, dessen Refrain lautete:

Sie ist am Wege geboren,
Am Weg, wo die Rosen blühen

Sie begleitete den Text am Klavier.

„Weißt Du, an wen ich denken muß, so oft ich diese Strophen singe,“ fragte Kenate den hinter ihrem Stuhl stehenden Lewin.

„Ja,“ antwortete dieser, „Du gibst keine schweren Räthsel auf.“

„Nun?“

„An Marie.“

Kenate nickte und schloß das Klavier.

(Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten.
Jes. v. 11. / VI. 70.

III.

Mit der Vertiefung und Erstarkung des Gegensatzes zwischen Preußen und Oesterreich zersetzte sich selbstverständlich die bisherige Majorität der Paulskirche, Herr von Gagern als Vorkämpfer des preussischen Kaiserthums fand sich dadurch veranlaßt, sich der Linken jener Versammlung zu nähern, um mit deren Hilfe eine entsprechende Majorität für den Erbkaiser zu rekonstruieren. Der Preis, um welchen ihm dies gelang, war dahin vereinbart, mit der Linken für ein rein demokratisches Wahlgesetz und gegen das absolute Veto des künftigen Kaisers zu stimmen, auch sich gleichzeitig zu verpflichten, an der Reichsverfassung nachträglich nichts ändern zu lassen. Für diesen Preis gelang es alsdann in der Sitzung vom 28. März, die Wahl Friedrich Wilhelm IV zum Erbkaiser der Deutschen mit 290 gegen 248 Stimmen durchzusetzen. Die Nachricht von dieser Abstimmung traf am 29. zugleich mit der Kunde von der für die Oesterreicher siegreichen Schlacht von Novara in Berlin ein. Am 3. April erschien alsdann die von der Versammlung gewählte Deputation, dem Könige die deutsche Krone anzutragen. Wie groß die Gleichgiltigkeit dagegen in Berlin geworden war, habe ich damals auf dem Potsdamer Bahnhofe wahrgenommen, wo sich eigentlich außer den von dem Magistrat abgesandten Dienern niemand um die Ankunft der Deputation kümmerte. Als man demnächst in den vom Magistrat gestellten Kutschen in die Stadt einfuhr, sah man es den Gesichtern der einzelnen Deputirten an, wie völlig überrascht sie durch den nicht erwarteten kühlen Empfang waren, und wie einer und der andere sich fast ängstlich umsaß, ob sich nicht ein mildes Herz finden würde, ihnen ein Hurrah zuzurufen oder sie wenigstens zu grüßen. Die Demokratie Berlins sah eben in der Majorität der Paulskirche den Zerstörer ihrer Hoffnungen und in dem besitzenden Theile der Bevölkerung war einerseits das Verlangen nach Ruhe und Ordnung, andererseits das preussische Selbstgefühl so stark, daß man am liebsten mit dem „ganzem Schwindel“ nichts mehr zu thun haben wollte.

Wenn nun auch die Deputation nichts desto weniger von dem König sehr ehrenvoll aufgenommen wurde, so empfing sie doch einen ablehnenden Bescheid, dessen Motivierung wesentlich aus der mangelnden Zustimmung der beteiligten Fürsten und freien Städte Deutschlands hergenommen wurde.

Oesterreicherseits beantwortete man jenes Votum der Paulskirche damit, daß man sämtliche österreichische Abgeordnete abberief, die Fortdauer des Parlaments für ungesetzlich erklärte, sein Amt nicht anzunehmen, ihn vielmehr anwies, seine Machtbefugniß nur einer solchen neuen Bundesgewalt abzutreten, bei welcher Oesterreich vertreten sei. Man sieht, Oesterreich spielte ein kluges und energisches Spiel und besaß in dem Fürsten Schwarzenberg den geeigneten Mann, um dasselbe ohne

Stempel und Rücksichten zu Ende zu führen. Er war eben Oesterreicher und nichts als solcher und war völlig gewiß, in allem, was die Einigung und Kräftigung Deutschlands zu hindern bestimmt war, auf die volle Bestimmung und nöthigenfalls Unterstützung Englands, Frankreichs und insbesondere Rußlands zählen zu dürfen. Rußland bedurfte des handgreiflichen Beweises, wie „undankbar Oesterreich sein könne“, bevor es sich dazu entschloß, die Entwicklung Deutschlands mit andern Augen anzusehen.

Glücklicherweise war es dem Herrn Bunsen nicht gelungen, die Entschlüsse des Königs von Preußen in dem Maße zu erschüttern, daß eine nachträgliche Annahme der Frankfurter Verfassung als möglich erschien, obschon jener sonst wohl das Zeug dazu hatte, einen maßgebenden Einfluß auszuüben und den König unvermerkt einen Schritt nach dem andern vorwärts zu drängen. Da indes ebenso wie bei Nadowitz die realen Bausteine für das von ihm projektirte Gebäude deutscher Einheit fehlten und die Kartenhäuser, welche man aus Abstimmungen, Konferenzen und Depeschen zu bauen versuchte, durch jeden Wechsel der politischen Windrose wieder umgeworfen wurden, so langte man alsbald bei einem Punkte an, wo ein Fortschreiten auf dem bisherigen Wege eben nicht weiter möglich erschien.

Die aus den „Kleindeutschen“ und der Linken zusammen-gesezte Majorität setzte deshalb bereits unter dem 10. April, und zwar je zur Hälfte von beiden Seiten, den sogenannten Dreißigerauschuß nieder, welcher für die Durchführung der Reichsverfassung Sorge tragen sollte, vorbehaltlich der Oberhauptfrage, welche eine offene blieb. Man glaubte einander gegenseitig zu bedürfen und zwar, wie man damals schon richtig bemerkte, die Kleindeutschen der Linken, um die Masse der Bevölkerung auf ihre Seite zu bekommen, und wenn möglich eine neue Märzbegeisterung zu erwecken; die Linke der Kleindeutschen, um für ihre revolutionären Zwecke ein quasi gezieltes Aushängeschild zu gewinnen.

Seitens Preußen wurde dieser Schritt mit der definitiven Ablehnung der Kaiserkrone beantwortet, doch waren gewisse Einflüsse noch immer stark genug, um den Beschluß zu bewirken: unter dem 3. Mai der Paulskirche noch einmal anheim zu geben, ob sie sich den Bedingungen des Königs fügen wolle. Die „souveräne Versammlung“ lehnte dies ab und es entwickelte sich nunmehr das aus Tragödie und Komödie gemischte Schauspiel, welches unter dem Gesamtnamen der „Mairevolutionen“ bekannt ist.

Zunächst faßte man unter dem 4. Mai den Beschluß, alle Regierungen, Gemeinden und Stände der einzelnen Staaten aufzufordern, die Reichsverfassung durchzuführen zu helfen. Wollte der König von Preußen nicht das Oberhaupt sein, so solle es der mächtigste Fürst nach ihm werden. Zugleich sollte gemäß

der neuen Reichsverfassung der erste Reichstag gewählt werden, und am 15. August in Frankfurt zusammentreten. Natürlich besaß man weder den Muth noch die Mittel, diesem Beschlusse Nachdruck zu geben, und mußte es deshalb der Linken überlassen, die „reichverfassungsmäßige Exekution gegen die revolutionären Regierungen“ in Scene zu setzen.

Zu diesem Zwecke bedachte sich Deutschland alsbald mit einem Rege revolutionärer Märzvereine, welche überall zu den Waffen riefen, und Herr von Gagern, welcher den revolutionären Brand selbst in das Land hatte schleudern helfen, nichts desto weniger es aber ablehnte, der in Folge dessen in Sachsen ausgebrochenen Revolution die Reichshilfe zu leisten, sah sich gezwungen, unter dem 9. Mai als Reichsminister abzudanken. Am 14. wurden alsdann die preussischen Abgeordneten aus der Paulskirche zurückgerufen, doch war inzwischen ein Circular an die bisher dem engeren Bunde zugeneigten Regierungen erlassen, worin diese aufgefordert wurden, direkt in Berlin weiter zu verhandeln, auch durch Radowiz eine Unionsakte entworfen, indem man hoffte, durch ein Sonderparlament in Gotha das in Frankfurt gezeichnete Projekt in einer mehr zutragenden Weise nachträglich zu verwirklichen.

Es würde zu weit führen, den Verlauf der sogenannten Mairevolutionen im Detail zu schildern, zumal ich meinerseits aus eigener Anschauung nur über die revolutionären Bewegungen in Berlin und Dresden berichten kann. Jedenfalls war die Bewegung diesmal weitaus ernsthafter und gefährlicher als die früheren Struve-Herderischen Putzche in Baden, da dieselben fast gleichzeitig in Württemberg und der Pfalz, in Sachsen und Baden zum Ausbruch kamen und auch von Berlin aus in so weit sekundirt wurden, daß dort die zweite Kammer sich für die unbedingte Ausführung der deutschen Reichsverfassung in allen ihren Konsequenzen erklärte, welcher Beschluß allerdings ihre demnächstige Auflösung zur Folge hatte. An anderen Orten gewann die revolutionäre Bewegung insbesondere dadurch einen ernstern Charakter, daß in Württemberg und Baiern sich wenigstens ein Theil des Militärs als unzuverlässig erwies, in Baden aber die ganze Armee, mit Ausnahme eines kleinen Theiles der Kavallerie, in hellen Haufen in das Lager der Demokratie überging.

In Sachsen bewahrte zwar die Armee ihre Treue, doch war dieselbe anfangs in Dresden den dort zusammen geströmten zahlreichen Scharen nicht gewachsen, so daß die preussische Hilfe den Ausschlag geben mußte. Es ist mir vergönnt gewesen, den Straßenkampf in Dresden aus der Nähe anzusehen, und ich muß der Wahrheit gemäß bestätigen, daß sich einzelne Theile der aufständischen mit wirklichem Heroismus schlugen, und daß deshalb jeder Vaterlandsfreund das Blutvergießen um so tiefer beklagen mußte, als die eigentlichen Anstifter sich wie gewöhnlich den Rücken zu decken wußten. Von Interesse war dabei die dort zum ersten Male zur Anwendung kommende neue Theorie des Straßenkampfes, nach welcher man die insbesondere in Dresden durch die Bergleute des sächsischen Erzgebirges in vorzüglicher Qualität hergestellten, sehr zahlreichen Barrikaden mittels Durchbrechung der Zwischenwände der Häuser von hinten angriff und so deren Vertheidigung nahezu unmöglich machte, weshalb auch der Verlust des Militärs ein relativ sehr unbedeutender war. Zugleich trat mir dabei die Nichtigkeit des Ausspruches von Lord Wellington entgegen, wenn er sagt: „Todt kann er sein, satt muß er sein“. Ein paar Grenadiere, die ich wegen ihrer Leistungen belobte, antworteten mir: „Hier ist das keine Kunst! Alle zwei Stunden einen warmen Kalbsbraten!“ Die Verwüstungen, welche das Gewehr- und Kartätschenfeuer in der inneren Stadt angerichtet, waren natürlich nicht unbedeutend. Selbst die Bildergalerie am Markte hatte darunter gelitten und es war namentlich im ersten Zimmer das große Bild, welches den Empfang der Kaiserin Maria Theresia am sächsischen Hofe darstellte, von mehreren Kartätschenkugeln getroffen.

Wahrhaft naiv erscheint die fernere Politik und Aktion Preußens nach innen sowohl wie nach außen. Anstatt der Ursache der Verstimmung und der Quelle der revolutionären Bewegung nachzuforschen und hier Heilung zu versuchen; an-

statt der Erkenntniß Raum und Ausdruck zu geben, daß die bisherigen Hilfsmittel und Werkzeuge sich als verbraucht und unzureichend erwiesen; anstatt dem leicht erkennbaren Bestreben des Volkes Rechnung zu tragen, die durch Schuld der Bureaucratie verlorene Immediatstellung zum Königthum wieder zu gewinnen, beschästigte man sich auch auf Seiten der Regierung, wenn nicht ausschließlich, so doch überwiegend mit konstitutionellen Spielereien, und legte daneben eigentlich nur noch darauf Werth, die Bureaucratie wieder schneidiger zu machen und den Ministern mehr als bisher zur Verfügung zu stellen. Nichts von einem Einlenken auf die rechten wirtschaftlichen Bahnen; nichts von einer Anbahnung einer zeitgemäßen Selbstregierung und Verwaltung; man blieb in dieser Beziehung selbst noch hinter Hansemann zurück, der seinerzeit dem preussischen Staate durch Einführung der Dahrlehnklassen einen unabweislichen und wesentlichen Dienst geleistet hatte.

Um deswillen hatte die Regierung auch eigentlich kein Recht, ihren Gegnern einen Vorwurf daraus zu machen, daß diese sich unermüdet in der Treitmühle des parlamentarischen Verfassungsgezwänges weiterbewegten. Es wäre dies eben unmöglich gewesen, wenn die Regierung es verstanden hätte, andere Gegenstände der Berathung darzulegen, welchen keine Partei bei Verlust ihrer Popularität sich zu entziehen vermocht hätte. Anstatt dessen aber spann auch die neue Kammer dasselbe Gezirne wie die vorige, und kam deshalb sehr schnell auf dem Punkte an, wo ihre Auflösung als eine unabweisliche Nothwendigkeit erschien.

Wenn in dieser neuen Kammer sich einige neue Kräfte bemerkbar machten, so schwächten diese doch ihre Stellung und ihre Wirksamkeit dadurch ab, daß man ihnen immer noch zu sehr die Neigung der Rückkehr zu dem alten Absolutismus anfand. Nichts aber ist ungerechter als, wie dies vielfach geschah, die „Kreuzzeitung“ und deren Partei als Träger des absolutistischen Gedankens zu bezeichnen. Diese Partei wollte allerdings „mit der Revolution brechen“, doch nicht in dem Sinne, um die Entwicklung Preußens und Deutschlands hinter den März zurückzudrehen, sondern lediglich um der Weiterentwicklung die rechten Prinzipien und die realen Verhältnisse zu Grunde zu legen. Daß hierbei vielfach auch Irrthümer mit untergelaufen sind, wage ich um so weniger zu leugnen, als auch diese Partei ebenso eine politische Anfängerin war wie alle anderen und es namentlich darin versah, ihre eigenen Grundsätze und Ziel-punkte dem ihr sonst befreundeten Ministerium gegenüber nicht gleich von Hause aus mit der nöthigen Energie zu vertreten. Insbesondere war es, so überraschend dies auch den meisten klingen mag, der Präsident von Gerlach, welcher die Partei an diesem konsequenter und energischer Auftreten verhinderte, indem er durch sein in der Partei sprichwörtlich gewordenes „obgleich, aber dennoch“ jeden prinzipiellen Gegensatz gegen die Praxis der Minister und schließlich selbst eine gründliche Revision der Verfassungsurkunde fernzuhalten verstand. Der Grund hierfür ist nicht allein darin zu suchen, daß Herr von Gerlach mehr ein theoretischer Dialektiker als ein praktischer Politiker war, sondern auch darin, daß ihm die Zustände noch als zu unsundirt und unsicher erschienen, um an dem faktischen Bestande des Ministeriums und an dem Verhältnisse der Partei zur Regierung zu rütteln.*

Später, als Herr von Gerlach auch seinerseits die Nothwendigkeit eines prinzipiellen Frontmachens anerkannte, war es leider zu spät, doch ist es mir psychologisch nicht unwahrscheinlich, daß Herr von Gerlach sich gerade dadurch hat bestimmen lassen, später an seiner prinzipiellen Stellung um so

*) Vielleicht wird den Lesern eine kleine selbst erlebte Anekdote nicht uninteressant sein. Gelegentlich eines Diners bei einem gemeinschaftlichen Freunde sprach Herr von Gerlach eine politische Behauptung aus, die wegen ihres paradoxen Anstriches allgemein frapirte, so daß eine gewisse Stille in der Gesellschaft entstand. Diese Pause benutzte der mitanwesende Herr von Bismarck, indem er sagte: „Meine Herren! Warten wir fünf Minuten, dann wird Herr von Gerlach sich selbst widersprechen.“ Und er hatte Recht, indem Herr von Gerlach, der sich durch jene Bismarcksche Aeußerung keineswegs verletzt fühlte, ganz unbefangener erklärte: „Ja, es ist wahr, man kann die Sache auch von einer andern Seite ansehen.“

entschiedener festzuhalten. Weit aus fernsichtiger in politischer Beziehung war der General von Gerlach, doch wurde derselbe durch seine amtliche Stellung an einem offenen Heraus-treten verhindert. Um so offener und rückhaltloser aber war er in seinem Verhältnis zur Krone und man läßt seinem Angedenken nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man die That-sache konstatiert, daß er dem Könige mit ebenso viel Offenheit als Hingebung diente. Die Schmeichler, welche den König umgaben, kamen aus einem andern Lager.

Nach Mißlingen des ersten Versuches octroyirte das Ministerium alsdann ein neues Wahlgesetz, das Dreiklassen-Wahl-system, und leitete damit sowohl auf dem politischen als auf dem wirtschaftlichen Gebiete eine Entwicklung ein, in deren Konsequenzen wir uns heute noch befinden, die aber damals freilich nur von denjenigen vorausgesehen wurde, welche auf dem sozialen Gebiete wenigstens so weit orientirt waren, um

den innigen Zusammenhang der politischen mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu erkennen. Mit Hilfe dieses neuen Wahlgesetzes kam man dahin, eine neue Versammlung zu Stande zu bringen, welcher die Vereinbarung einer Verfassung mit der Krone in soweit gelang, daß der König dieselbe in der Hoffnung, mit ihr regieren zu können, zugleich aber mit der Betonung ihrer Revisionsbedürftigkeit am 6. Februar 1850 feierlich beschwor. Man hielt den endlichen Abschluß des preussischen Verfassungswerkes damals nicht allein um Preussens willen, sondern auch um deswillen für nothwendig, weil man damit die Sympathien der Konstitutionellen des gesammten Deutschlands zu gewinnen und festzuhalten hoffte.

Wie viel diese Sympathien noch werth seien, nachdem die Führer jener Partei sich abgenutzt und die Bewegung selbst in die Hände der republikanischen Partei übergegangen war, darüber schien man sich leider im Unklaren zu befinden.

Von New-York nach San Franzisko.

Nachdruck verboten.
Jel. v. 11./VI. 70.

Schilderungen eines Auswanderers.

Wie man vermittelt der Bahn von New-York nach San Franzisko kommt, das hat man schon oft beschrieben und dabei nie vergessen, von der Pünktlichkeit der Züge und von dem Komfort der Wagen zu sprechen, vergessen hat man aber zu sagen, daß der Emigrant auf diesen prompten eleganten Zügen nicht reist. Warum nicht? Nun, das macht das „leidige“ Geld, denn wenn er mit einem Emigrantenzuge reist, so spart er runde 40 Dollars, und in den meisten Fällen hat der Auswanderer für dieses Summchen bessere Verwendung, als daß er sich den Luxus erlauben sollte, mit einem sogenannten Expresszuge das Land seiner Wünsche 5—6 Tage früher zu erreichen; namentlich, wenn er mit Familie reist, dann bauscht sich aus dieser Differenz schon ein kleines Kapitalschen auf.

Es sei hier bemerkt, daß die amerikanischen Bahnen, wenn sie Hauptverkehrsadern für den Einwandererstrom bilden, besondere Emigrantenzüge einlegen, die man gewöhnlich aus aus-rangirten Wagen, die man von den gepolsterten Sitzen befreit hat, zusammenstellt. Von der berühmten wilden Eile, mit welcher sonst amerikanische Züge befördert werden, ist bei Emigrantenzügen allerdings nichts zu bemerken; allein der Einwanderer, der es auch niemals sehr eilig hat, spart ein Erkeltsches am Passagierpreis, diese Einrichtung ist somit als eine große Wohlthat zu bezeichnen.

Wollen wir von New-York nach San Franzisko, so finden wir, daß der Reisende drei große Routen zu seiner Fortbewegung benutzen kann. Eine nördliche, die über Chicago, eine südliche, die über Washington und St. Louis und eine mittlere, die über Philadelphia und über das Alleghanygebirge führt. Alle diese Routen treffen aber am Missouri in der Stadt Omaha zusammen, wo die Pacificbahn die ihr auf den verschiedenen Linien zugeführten Waaren und Passagiere zur Weiterbeförderung nach dem Westen übernimmt. Ich habe die mittlere Route gewählt, denn ich wollte das schöne Pennsylvanien, das fruchtbare Ohio kennen lernen und habe es auch nicht zu bereuen gehabt.

Der Weg zieht zunächst durch den Staat New-Jersey und führt dann, Philadelphia links liegen lassend, durch das prächtig angebaute Hügelland von Pennsylvanien, dem Alleghanygebirge zu, das viele hübsche Partien besitzt.

Die Dörfer in Pennsylvanien sind meist sehr schön. Gewöhnlich auf einem Plateau gelegen, durchziehen schnurgerade 60 Fuß breite gut haussirte Straßen den Ort, der wie fast alle amerikanischen Städte, in Quadraten angelegt ist. Die Straßen sind mit schönen Schattenbäumen bepflanzt, und wenn der Ort eine einigermaßen aufstrebende Bevölkerung besitzt, dann hat man auch noch Trottoirs hergerichtet. Die Gehöfte stehen nicht dicht zusammen, sondern gerade so weit von einander ab, daß der Besitzer sich frei und behaglich mit Geißtrir bewegen kann. Das Wohnhaus grenzt an die Straße und weiter ab nach hinten auf geräumigem Hofe stehen die Dekonomiegebäude, welchen sich der Obstgarten anschließt.

XIV. Jahrgang. 17. 1.*

Alles ist bequem und praktisch eingerichtet, und wenn auch das Wohnhaus nur aus eitel Holz erbaut ist, so bietet es doch mit seiner vorspringenden Veranda und seinen schönen hohen Räumen, die durch große Fenster erhellt werden, einen behaglichen wohlthigen Anblick. Um das Ganze in möglichst freundlichem Licht erscheinen zu lassen, werden Gebäude und Fäune mit Kaltwasser, dem etwas Del und Salz zugefügt wird, bespritzt. Dieses sogenannte Weißwaschen wird von den Farmern selbst besorgt und alle 3—4 Jahre erneuert. Außerordentlich billig wie dieses Mittel ist, gibt es doch den Dörfern am atlantischen Ocean, wo es ausnahmslos an jeder Farm angewandt wird, ein ungemein freundliches und gewinnendes Ansehen.

Pennsylvanien hat eine schon 100jährige Kultur hinter sich, was wir wohl berücksichtigen müssen, wenn wir nun hinuntergleiten nach dem jüngeren Ohio, wo die Dörfer nicht mehr so hell und freundlich leuchten und schon mehr ein hinterwälderisches unfertiges Gepräge tragen. Hier sehen wir noch links und rechts von der Bahn den Anstiebler den Urwald abbrechen und ausrodern, wie denn in diesem Staate noch weite Landstrecken ihres Bebauers harren. Ohio ist das Land der Buche. Neben ihr findet ein anderer Waldbaum fast keinen Raum, während in allen übrigen Theilen der Union die Nadelhölzer vorherrschend und ausschlaggebend sind.

Haben wir das Alleghanygebirge hinter uns, so befinden wir uns in dem großen Becken, das vom Ohio, Missouri und Mississippi durchströmt wird, ein hügeliges Disvalgebilde, theils aus fruchtbarstem Boden, theils aus mageren Sandrücken bestehend, das jeder landschaftlichen Schönheit bar ist. Ohio, Indiana, Illinois und Iowa sind die vier Staaten, welche unsere Bahn durchzieht, bevor sie uns in Omaha an die Pacificbahn abgibt. Das Auge ermüdet an dem ewigen Einerlei, das sich ihm da zum Beschauen bietet, denn überall tragen Landschaft, Städte, Dörfer und Bewohner denselben stereotypen Charakter. Nur der Wald wird immer feltener, je weiter man nach Westen kommt, und schon in Iowa kann man tagelang reisen, ohne sich an dem Anblick eines Baumes erfreuen zu können.

Am Missouri aber wird es still und öde und trübe. Nicht mehr wie sein Bruder Ohio, bespült er mit seinen schmutzigen Wogen weite grüne Wälder mit frischen Auen, in welchen sich eine muntere Thierwelt tummelt. Ein frostiger Ernst lagert auf dieser unfreundlichen Ebene, und der Reisende schaut nach Westen und hofft dort, wo die Sonne untergeht, wohlthuende Ruhepunkte für das Auge zu finden.

Enttäuscht aber wendet er den Blick zurück, denn was er dort im Westen sah, das ist eine endlose ermüdende Ebene mit struppigem Gras bestanden, auf der kein Baum grünt, kein Strauch blüht und kein üppiges Weidenfeld wogt. Kahl ist's gerade aus, kahl ist's rechts und kahl ist's links, und wer mag da sein, wo keine Bäume wachsen und die Vögel nicht singen?

Fünf Tage dauert in der Regel die Reise von New-York nach Omaha, und wenn auch oft die Geduld auf eine harte Probe gestellt wird, so findet man doch auch manchmal Gelegenheit, schneller, wie man wünscht, befördert zu werden. Ich hatte ein Mal eine solche Gelegenheit. Zwei Bahnen, die verschiedenen Gesellschaften gehören, liegen auf einige Meilen so dicht neben einander, daß Bahnkörper an Bahnkörper stößt. Dit treffen sich die Räder dort, wo die Eisenschienen so dicht neben einander herlaufen. Das gibt dann einen „Dur“ für die Locomotivführer. Weitaufliegen die Ventile, mit dämonischer Eile rast der Zug dahin, der sich um keinen Preis von seinem Konkurrenten überholen lassen will. Ries und Funken fliegen, man sieht die Telegraphenstangen nicht mehr, und entsezt biegt sich der Reisende vom Fenster zurück, denn er sieht schon im Geiste, wie man seine Knochen sammelt. Die wilde tolle Jagd dauert, bis die Schienenstränge nach verschiedenen Richtungen ablaufen. Dann wird es ruhiger und die Herren auf der Locomotive ergötzen sich noch lange an diesem Kapital-spas. Und warum sollen sie sich die kleine angenehme Aufregung nicht machen, wenn es hoch kommt, gehen einige Menschenleben zu Grunde und die haben hier wenig Werth.

In Omaha ist es räthlich, sich zu verproviantiren. Die Bahnverwaltung kommt darin den Passagieren in einer Art und Weise entgegen, die volle Anerkennung verdient. Durch einen Ausrufer legt sie es allen Passagieren ans Herz, sich mit Lebensmitteln zu versehen, zu welchem Zwecke sie selbst in dem Stationsgebäude ein Depot errichtet hat, das Schinken, kaltes Fleisch, Eier, Käse, Wein, Whisky etc. zu ganz mäßigen Preisen abgibt. Auch aus Bast geflochtene Körbchen zur Aufbewahrung des Proviantes sind dort zu haben. Wer morgens nicht ohne Kaffee oder Thee sein kann, der muß für ein kleines Blechgeschir und die nöthigen Zuthaten sorgen, denn er findet Gelegenheit, diese Herzenslabung kochen zu können.

In jedem Wagen steht nämlich ein Ofen, der sehr liberal mit Kohlen versehen wird. Da ist denn morgens ein Kochen und Brodeln, ein Puzen und Fegen, das mich oft an die fahrenden Paläste deutscher Künstler, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen, gemahnte. Denn gerade wie diese, so müssen wir uns in unserem Wagen häuslich einzurichten suchen, da vorerhand an einen Wagenwechsel nicht zu denken ist.

Den kleinen Ofen in der Ecke aber würde ich, wäre ich ein Poet, in unsferlichen Strophen besingen, so sehr macht er sich um das Wohl und die Behaglichkeit der Reisenden verdient. Wer das nicht glaubt, dem will ich sagen, daß wir von Omaha langsam zu einem Hochplateau aufsteigen und wir eine geraume Zeit in einer Seeöhe von 6—8000 Fuß unfer Dasein fristen müssen. Da wird es über Nacht selbst im Sommer kalt, und dann gedenkt man dankbar derer, die jenen schwarzen Tröster in die Ecke setzen ließen. Frostdurchschüttelt nach oft unterbrochenem Schlafe, der in unbequemer Lage genossen, nicht erquickend konnte, wie schmeckt da „das köstliche Raß der Waschfrauen“ so herrlich, namentlich wenn es von schönen Händen kredenzt wird. Denn das sei auch gleich erwähnt, daß man sich auf dieser Reise menschlich näher rückt, daß man da noch Bekanntschaften fürs ganze Leben schließt, wie es der Fall war, als die alte Postkutsche, noch nicht verdrängt durch die Eisenbahn, dem Schwager Gelegenheit gab, auf trautem Posthorn das Echo in den deutschen Wäldern zu wecken. Da erzählen unsere Altvordern ja auch, daß sie, durch jeglichen Mangel an Haß und Eile begünstigt, Bekanntschaften, ja sogar — und das mögen des Posthorns Klänge gethan haben — Freundschaften für das ganze Leben geschlossen haben. Da Poesie und Romantik auf der Pacificbahn keine Stätte haben, so kann man nicht Freundschaften, nur Bekanntschaften schließen, und das ist auch nöthig, denn man muß sich hier, will man sich die Reise nicht zur Qual machen, kameradschaftlich vertragen und entgegenkommen. Sind doch die Wagen gewöhnlich so gut besetzt, daß niemand eine Bank für sich allein occupiren kann, und wenn das Gebrängißigen auch während des Tages erträglich sein mag, mit Beginn der Nacht aber muß absolut ein Concordat abgeschlossen werden, wollen wir anders, daß uns der Schlaf mit seinen Fittichen umsähele.

Die wohl erwogenen Stipulationen laufen gewöhnlich darauf hinaus, daß zwei auf den Banken bleiben dürfen, d. h. da dieselben keine Auszieher haben, so müssen sie sich wie Zigel zusammenrollen oder die Beine, von den Knien abwärts, hängen über den Seitenarmen der Bank herunter, so daß der süß schlafende einen spizen Winkel mit einseitigem kurzen Schenkel plastisch darstellt. Der dritte im Bunde muß sich auf den Fußboden zwischen den beiden gegenüber stehenden Banken hinlegen. Er muß sehen, wie er fertig wird. Der vierte endlich sucht zu erreichen, daß er auf irgend einem Haltepunkte ein Stück Brett „mitgehen heißen“ lassen kann. Das legt er zu Häupten der beiden Bankinhaber, oben nämlich über die Bankrücken. Dort schläft er in der Regel nicht, bis ihn der erste Morgenstrahl küßt, sondern ein Kuck, ein Aufschrei und er kollert herunter auf die, so da ahnungslos schlafen, deren Dank er dann mürrisch ablehnt und auf die Plattform verschwindet, um dort seinen verfürten Sinn von der frischen Brise wieder in die alte Ordnung blasen zu lassen. Es ist noch dunkel, und doch erheben sich schon die beiden Bankinhaber und suchen sich in ihre frühere menschliche Gestalt zurückzureden. Auch der am Boden liegt, erhebt sich mühsam, behutsum, ruckweise, just als ob er das Podagra habe. Da stehen nun die vier Gesellen und danken ihrem Schöpfer, daß sie vorüber ist — die lange, die bange Nacht. Wer von den vieren ist aber am meisten zu beneiden, wer am meisten zu beneiden?

Nachdem der Kaffee gelodet ist, denkt man daran, sich zu waschen. In einer Ecke des Wagens finden wir nämlich einen Behälter mit frischem Wasser (im Sommer sogar Eiswasser), so daß der Reisende nie zu dürsten braucht und sich jederzeit waschen kann. Zu diesem Zweck führt Jedermann ein Handtuch mit sich. Die mitreisenden Amerikaner sind in diesem Punkte sehr streng und wollen keinen ungewaschenen Passagier dulden. In unserm Wagen kam der Fall vor, daß ein Essäher, der meinte, er habe in San Francisco noch Zeit genug zum Waschen, in aller Form gezwungen wurde, sich gründlich mit Wasser zu benehen.

Ist die Reinigung vorüber dann wird gegessen, geraucht, geschlafen und allerhand Kurzweil getrieben, denn zu sehen gibt es auf der Reise nichts.

Bei einem kleinen Bretterhäuschen, das den hochklingenden Namen Eisenbahndepot N. N. führt, wird angehalten. Niemand sagt uns, wo wir sind, und niemand sagt uns, wie lange wir da halten. Man steigt aus, um durch einen Gang in der Sandwüste die Glieder etwas gelenk zu machen, doch will ich niemandem rathen, sich weit zu entfernen. Ohne jede Aufforderung zum Einsteigen, ja ohne den üblichen „Pfiß“ der Locomotive fährt der Zug ab, just als ob er einen Theil der Passagiere zurücklassen wollte, um es sich leichter zu machen. Oft müssen dann die Passagiere in lebensgefährlicher Hast dem Zuge nachhaken und ich habe es mit angesehen, daß Reisende sich dadurch erhebliche Verletzungen zugezogen haben.

Nachdem wir die Territorien Wyoming und Utah durchflogen haben, müssen wir noch den Staat Nevada in seiner ganzen Breite durchziehen, bevor wir nach Californien kommen. Nevada, der vielleicht metallreichste Staat der Erde, ist auf seiner Oberfläche ebenso öde und nadt wie das ganze ungeheure Gebiet, das wir vom Missouri ab durchzogen haben. Nur hier und da, ganz spärlich ein grünes Fleckchen, das durch künstliche Bewässerung gewonnen wurde. Sonst ist nichts da, was das Auge erheitert, denn die faulen Sümpfe und alkalihaltigen Seen, die nahe der californischen Grenze zu sehen sind, beleben das landschaftliche Bild gewiß nicht. Da erscheinen endlich die Ausläufer der Sierra Nevada und wie mit einem Jubelschlage ändert sich der ganze Charakter der Landschaft. Ein Jubelruf ringt sich aus Federmanns Brust, denn wir fahren in einen hohen prächtigen Fichtenwald ein, dessen balsamische Däfte wir athmen, und doppelt empfinden wir jetzt, was die entbehren müssen, die da ostwärts in der großen, großen Wüste leben müssen.

Man sagt, daß von allen Hochgebirgen der Welt keines eine größere Uebereinstimmung mit den Alpen zeige als die Sierra Nevada (das ist Schnegebirge) und soweit meine Er-

sahrungen reichen, kann ich das auch nur bestätigen. Nur sind die Thäler der Alpen viel fruchtbarer, denn das alpinische Gestein verwittert leichter und bildet dann einen guten Ackerboden, auf dem man noch in beträchtlicher Seehöhe die schönsten Weizenfelder wogen sieht. In den engen Thälern der Sierra Nevada dagegen findet man vorzugsweise Geröll und groben Kies, und mit Ausnahme der Fußhügel wird wohl schwierig der Pflug hier jemals seine Furchen ziehen. Noch ist die Sierra herrlich bewaldet, allein man ist im Begriffe, mit der Abholzung in so großartigem Maßstabe vorzugehen, daß man schon den Zeitpunkt berechnen kann, wann diese Höhen nackt und kahl sein werden, wie diejenigen Nevadas. Denn von einer forstmäßigen Behandlung, von einer Nachzucht des Waldes ist überall keine Rede. Man wirthschaftet in den Wäldern wie der Bergmann in den Minen und der Farmer drauten in den Feldern darauf los, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse kommender Generationen, nur auf die momentane rasche Ausbeute der sich darbietenden Naturkräfte bedacht. Ueberall nur ein Raubbau rohester Art, der sich natürlich an Kind und Kindeskind schwer rächen muß.

Der Urwald der Sierra Nevada bietet in doppelter Beziehung eine abweichende Erscheinung von dem, was man im übrigen Amerika, Californien nicht ausgenommen, unter Urwald versteht. Sofort unter der Schneelinie beginnt nämlich ein hoher kräftiger Baummwuchs, also ungleich der Vegetation anderer Hochgebirge, die an der äußersten Grenze mit verkrüppeltem Buschwerk beginnt und je tiefer je stärkere Repräsentanten zeigt. Und dann hat der Urwald, von dem ich spreche, nur alte, fast gleich große Bäume, aber durchaus keinen Nachwuchz, wie er sich in jedem ungepflegten Walde doch durch Samenfall bilden muß und auch in jedem Urwald ein dichtes Gemisch von Bäumen jeder Größe bildet. Inponirender wird dadurch der Wald der Sierra, auch seine Abholzung sehr erleichtert, allein wo ein Baum gefällt ist, da wächst kein anderer nach, und so ist deam die Frage wohl berechtigt: „Was wird aus diesem herrlichen Hochgebirge werden, wenn diese schlanken Fichtenstämme alle in die Sägemühlen gewandert sind?“

Einer der trüffligsten Gründe für den enormen Holzverbrauch ist die Kohlenarmuth Californiens und Nevadas. Da nun dieses schätzbare Material aus entfernten Ländern, größtentheils aus England und Australien, hierher geschafft werden muß und deshalb hohe Preise bringt, so greift man zu dem Brennstoff, der vor der Thüre wächst. Selbst die Lokomotiven werden bei Eintritt in das californische Gebiet mit Holz geheizt, da es bis jetzt noch billiger wie Kohlen ist. Enorm ist außerdem der Holzverbrauch in den zahlreichen Bergwerken, und man veranschlagt den Verbrauch des benachbarten Virginia-City mit seinen weltberühmten Minen zu tausend Klafter täglich.

Vier Lokomotiven hat man vor den Zug gespannt, der jetzt eine Steigung zu überwinden hat, wie sie bis jetzt wohl nur einmal auf der Erde versucht worden ist. In dieser Hinsicht hält z. B. die berühmte Semmeringbahn keinen Vergleich aus.

Durch dunkle Fichtenwälder hindurch ziehen uns die Lokomotiven leuchtend aufwärts, und wenn wir glauben, daß wir an einem Punkte angelangt seien, wo uns ein voller Blick in die großartige Scenerie gegönnt ist, da fahren wir ein in die Schneedächer, die im Vereine mit 13 Tunnels, 40 Meilen lang die Bahn überdecken, um sie vor Lawinsturz zu sichern, und uns so fast jede Aussicht benehmen. Wenn man diese Schneedächer durchfährt, glaubt man sich in einem einzigen riesigen Tunnel zu befinden, der uns nur von Strecke zu Strecke durch seine Fenster und Oeffnungen einen klüftigen Blick in die Gebirge thun läßt, und dadurch entsteht bei schnellem Fahren vor dem Auge des Reisenden ein ganz eigenhümliches Aufschließen und Verschwinden neuer Landschaftsbilder. Nur einmal öffnen sich die Dächer zu längerem Ausblick und zwar am wildromantischen Donnersee. An steiler Felswand fahren wir vorüber und schauen hinunter in die schwindelnde Tiefe, wo die taunenbenachbarten Felswände sich in dem klaren Gewässer des herrlichen Sees widerpiegeln. Jetzt lagern Indianer da unten, die dem Fischfang obliegen und deren riesige Lagerfeuer hoch

auslodern gegen den schönen milden Abendhimmel. „Eine Idylle“ — denkt wohl der Fremde, wenn er dieses „Auge“ der Sierra sieht. Den Kundigen aber, den Mann, der dieses Hochgebirge selber unter unzähligen Mühen und Gefahren durchstiege, den durchschauert es leise bei der Erinnerung an eine Tragödie, die sich an den Donnersee knüpft und — eine Wahrheit wie sie ist — von der Sage schon mit einem Kranze von Ausschmückungen umwoben wurde. Diese Tragödie ist entsetzlich; doch möge sie hier eine Stelle finden, um den Beweis zu geben, mit welchen Gefahren die ersten Pioniere dieses Landes zu kämpfen hatten.

Es war in dem Jahre, in welchem die erste Kunde vom neuentdeckten Ophir jene fieberhafte Aufregung an den Gestaden des atlantischen Ozeans hervorrief, als eine Anzahl Emigranten unter Führung von Donner, einem Deutschen, von dem später jener See seinen Namen erhielt, sich aufmachten, um in Californien Gold und Glück zu suchen. Nachdem sie sich den ganzen Sommer über auf der Wanderung in jener öden trostlosen Wildniß, die ich oben beschrieben habe, befunden hatten, erreichten sie endlich kurz vor Beginn des Winters die Pässe der Sierra. Am Donnersee überraschte sie ein Schneewetter, und sie wurden so vollständig eingeschneit, daß an eine Weiterreise nicht zu denken war. Die Zahl der Unglücklichen wird verschieden angegeben. Einige behaupten, 50 seien diesem fürchterlichen Loose verfallen gewesen, andere sagen, daß nur 16 zurück geblieben seien, da die anderen sich noch rechtzeitig in tiefer gelegene Gegenden hätten retten können. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß diejenigen, welche am Donnersee blieben, durch die fürchterlichste Noth dem Kannibalismus in die Arme getrieben wurden. Pferde, Ochsen und die Lebensmittel, die sie mit sich geführt, waren schon lange vor Ende des Winters aufgezehret, dann begann die Wahl zwischen dem schrecklichsten Tode und dem abscheulichsten letzten Rettungsmittel. Die Liebe zum Leben siegte, und als einige der Emigranten vor Hunger und Kälte starben, da verzehrten die Ueberlebenden ihre Leichen. Ob im Verlaufe dieser düstern Katastrophe alle die Unglücklichen, deren Leiber ihren Gefährten zur Nahrung dienten, eines natürlichen Todes gestorben, oder ob sie durch die Hand der Kannibalen ihren Tod fanden, darüber hängt ein undurchdringlicher Schleier, da die Ueberlebenden niemals die Einzelheiten jener schrecklichen Tage erzählt haben.

Ein Jäger, Namens Blount, der die Unglücklichen fand und sie aus dem Thale führte, traf sie in einem schrecklichen Zustande an. Viele waren durch den Frost verkrüppelt, manche vom Wahnsinn unnmachtet, und bei einigen hatte sich eine solche Gier nach Menschenfleisch eingestellt, daß man einen Mann an dem gebratenen Arme einer Frau nagend fand, nachdem die Retter schon mit reichlichen Lebensmitteln eingetroffen waren.

Noch mit diesen düstern Bildern beschäftigt, erreichen wir Station Summit, den höchsten Punkt der Pacificbahn, 7042 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen. Hier kann man auch hinaufschauen nach den 10,000 Fuß hohen Bergen, die den Paß umsäumen und mit großartigem Reize immer und immer wieder das Auge des Reisenden fesseln. Selbst in dem trockenen Gesicht des Yankee leuchtet es auf, wenn er diese dunkelgrünen mächtigen Fichtenwälder sieht, an die sich, hart und ohne vermittelnden Uebergang weite Schneefelder und glänzende Gletscher reihen.

Und nun geht's abwärts. Ich habe einmal in wundervoller Vollmondnacht allein auf der Plattform des Wagens gestanden, als wir hinunterzogen in die Thäler Californiens, und daß ich es nur offen gestehe, selbst mir, dem gefahrgewohnten Manne, jagte das Blut rascher durch die Adern, und in unheimlicher Aufregung wandte ich manchmal meinen Blick von den gähnenden Abgründen weg und hinauf nach den Gletschern der Hochtuppen, die vom Mondschein kahl beleuchtet, dort oben in unnahbarer Majestät thronen und mir Muth zuzurufen schienen.

Die Lokomotiven sollten Wasser einnehmen, und alle Bremsen wurden mit Macht angezogen, allein alle Anstrengungen erwiesen sich als vergeblich, und rasend schoß der lange schwerbeladene Zug abwärts, so daß schließlich auch die Bremsen die

Hände in den Schoß legten, weil sie einsahen, daß hier mit menschlicher Kraft nicht zu helfen sei. So rollte denn der ungebändigte, ich möchte sagen, führerlose Zug in graufiger Eile den Berg hinunter, über schauerliche Felspalten, über ätzende Bränden und in scharfen Windungen an Abgründen vorbei, die 2000 bis 3000 Fuß tief wie Höllenschlünde mich angähnten. Riesige Zuckersüßholzwürmer, nur am Gipfel beleuchtet von dem untergehenden Mond, ragten aus den Schlünden empor, wie Ketten der Sagenwelt, die allmächtig aus den Bergen steigen, ihr Reich gegen das nimmer ruhende, alle Geheimnisse durchdringende Menschengeschlecht zu verteidigen. Und meine Gefährten? Ja die lagen alle, alle in süßem Schlummer und ahnten nichts von der graufigen Fahrt, die sie mitmachten. Ein Steinchen nur, ein kleines Hinderniß und eine Katastrophe, wie sie fürchterlicher noch nicht in der Geschichte der Eisenbahnen vorgekommen, hätte uns alle zu sicherem Verderben verurtheilt.

Doch sei hier zum Ruhm der Central-Pacifcibahn gesagt, daß sich unter ihrer umsichtigen Leitung, trotz der Schwierigkeit und Gefährlichkeit ihres Betriebes, noch kein ernstlicher Unfall ereignet hat. Man darf sich dieser Bahn ruhig anvertrauen.

Von Summifstation bis Sacramento, eine Strecke von nur 105 englische Meilen, die in weniger als 4 Stunden zurückgelegt werden, fällt das Geleise 7000 Fuß, woraus man ermessen möge, mit welcher Schnelligkeit der Zug abwärts fährt.

In Sacramento, der politischen Hauptstadt Californiens, erreichen wir die sogenannte californische Ebene; es ist aber nur ein breites Thal, denn Californien besitz keine Ebenen im wirklichen Sinne des Wortes. Hier endet nun die Eisen-

bahnfahrt des Emigranten, während die Passagiere des Expresszuges bis nach Dakland fahren, wo sie vermittelt einer Dampfschiffahrt über die Bay nach dem gegenüberliegenden San Franzisko gebracht werden.

Der Emigrant dagegen macht die zehnstündige Fahrt nach dem noch 138 Meilen entfernten San Franzisko mit dem Dampfboot auf dem Sacramentofluß und findet dadurch Gelegenheit seine Glieder auszuruhen, und den Fluß hinuntergleitend, den fruchtbarsten aber auch zugleich den ungesundesten Landstrich Californiens kennen zu lernen. Sehr verschieden ist der Eindruck, den Californien auf den Reisenden macht, der es zum ersten Male betritt. Kommt er in den Monaten Februar, März und April, so findet er grüne Berge, blumige Gründe, blühende Obstgärten und schmale Saatkelder, so lange er sich nämlich in den bebauten Thälern bewegt. Kommt er aber in den übrigen neun Monaten des Jahres, dann sieht er kahle Höhen, vertrocknete Felder, verstaubte Bäume und eine Luft, wie sie ist, wenn es in 5—6 Monaten keinen Tropfen geregnet hat. Daher denn auch die vielen widersprechenden Urtheile, die schon von solchen Reisenden über Californien abgegeben wurden, die nur kamen, um nach kurzem Aufenthalt wieder Abieu zu sagen.

Doch da haben sich die gelben Wasser des Sacramentoflusses schon mit der grünen Salzflut der Bay vermischt, eine kurze Fahrt noch und da leuchtet sie hinter dem Mastenwalde hervor, die Metropole des Westgeistes, die sich stolz die Goldstadt nennt.

San Franzisko, im Desbr. 1877.

H. Semler.

Die modernen dialektischen Dichtungen und die Spracheinheit.

Von Robert Küssel.

Nachdruck verboten.
Zef. n. 11. IV. 70.

Es ist nicht im geringsten die Absicht dieses kleinen Aufsatzes, die neueren dialektischen Literaturprodukte, insbesondere die Dichtungen dieser Kategorie einer eingehenden Untersuchung und Würdigung zu unterziehen. Vielmehr möchte er in dieser Beziehung nur auf einen Punkt aufmerksam machen, welcher unseres Wissens noch nicht so, wie er es verdient, beachtet worden ist. Mir scheint nämlich der Umstand, daß gerade die Neuzeit in Deutschland mehr als früher Dichtungen in der Stammesmundart hervorgebracht hat, und zwar größtentheils solche, welche vom gebildeten Lesepublikum sehr günstig aufgenommen worden sind, überhaupt ein beachtenswerthes Zeichen unserer Zeit, gleichsam ein Uhrzeiger zu sein, der uns weist, wie viel Uhr es geschlagen hat mit dem Verhältniß von Individualität und Einheit im Sprachleben unseres deutschen Volkes. In der Sprache drückt sich am sichersten erkennbar der Charakter, die ganze Tendenz eines Volkes aus. Sprachliche und literarische Erscheinungen sind ein sicheres Kennzeichen davon, was der, meist ganz unbewußt, im Geheimen schaffende Geist eines Volkes will, und sie lassen auch für die Zukunft ziemlich sicher ahnen, was das Resultat der geistigen Entwicklung sein wird. Die Erscheinung nun, daß gegenwärtig mehr als früher dialektische, also der Stammeseigenheit im Unterschied von der Volkseinheit entsprossene Literaturprodukte zu Tage treten und Eingang finden, scheint mir — es mag das paradox klingen, ich will es aber zu beweisen suchen — ein Beweis dafür zu sein, daß zwar in Deutschland die Stammeseigenheiten noch mit Macht sich sprachlich gegenüber der Einheit zu behaupten suchen, daß sie aber im ganzen unrettbar dem Ueberwundenen verfallen, von der nivellirenden Einheit verschlungen zu werden sicher sind.

Werfen wir zuerst einen kurzen, nur einige Hauptpunkte ins Auge fassenden Blick auf die Thatsache, von der wir ausgehen, daß nämlich wirklich die dialektischen Dichtungen gegenwärtig in Deutschland eine größere Rolle spielen als früher. Gehen wir bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts zurück, so steht hier fast in einsamer Größe in Bezug auf dialektische Dichtung, der köstliche J. P. Hebel oben an mit seinen „allemanischen Gedichten“. Es genügt, an Goethes Urtheil über dieselben zu erinnern, um ihren hohen Werth zu kennzeichnen. Hebel ist auch dadurch klassisch für diese Art von Dichtung ge-

worden, daß er die richtige psychologische Basis für dieselbe, das Gemüth und den Humor gewonnen und auf das glücklichste verwerthet hat. Daher kommt es auch, daß er fast durchaus, im weiteren Sinne des Wortes genommen, Gelegenheitsgedichte — bekanntlich nach Goethes Ausspruch die berechtigtesten Gedichte — geschaffen hat. Erst ziemlich lange nach Hebel traten bedeutendere Leistungen dialektischer Dichtungsart auf anderen deutschen Gebieten hervor. Wir nennen nur aus dem deutschen Norden die beiden großen plattdeutschen Dichter, den Liebling der deutschen Nation, Friß Reuter und den neben ihm zu wenig gelehrten Claus Gröth. Merkwürdig ist, daß die plattdeutsche Mundart auch auf einem ganz anderen Gebiete der Literatur Eingang gewonnen hat, auf dem der Predigt, vor allem durch L. Harms. Im Süden hat Hebel verschiedene, ihm allerdings nicht gleichkommende Nachfolger gefunden, so namentlich Fr. Kessel mit seinen Gedichten in oberbairischer und pfälzischer Mundart, und dann einige Schwaben, von denen Refflens Roman „der Betler aus Schwaben“, namentlich aber Grimlinger „mei Derhoim“ und „Luginsland“, und endlich das neueste schwäbisch-mundartliche Produkt, die „Gedichten aus'm Schwobeland“ von den Brüdern Weitbrecht angeführt sein mögen. Unter den genannten Schwaben scheint uns Grimlinger am höchsten zu stehen; Refflen nicht bloß, sondern auch die beiden Weitbrecht sind denn doch trotz alles Echtes und Gelungenen, was sie bieten, fast zu derb, wie sie denn auch ihre Stoffe nur aus den bäuerlichen Kreisen wählen. Es entsteht dadurch, beiläufig gesagt, auch den Nichtschwaben gegenüber der fatale Schein, als ob alle Schwaben dieses derbe Deutsch redeten, während es in der schwäbischen Mundart unendliche Nuancen gibt. Um endlich auch einem, von uns in vielem nur zu sehr getrennten Bruderstamm gerecht zu werden, seien — und zwar mit der Bemerkung, daß diese Produkte älter als die genannten sind — die oßämischen Dichter, namentlich H. Conscience noch angeführt.

Wenn man ja abwägen will, ob der deutsche Norden oder der deutsche Süden in den mundartlichen Dichtungen den höheren Rang behauptet, so wird gewiß jeder, ob Nord- oder Süddeutscher, einem von allen, Friß Reuter, die Palme reichen. Ueberhaupt muß das Plattdeutsche schon deswegen für unsere ganze Frage die erste Rolle spielen, weil dieser Dialekt von weit mehr Deutschen



Originalzeichnung von B. Nolze.

Der letzte Sonnenstrahl.

Seht ihr sie mit andachtsvollen Zügen,
Emsig in ihr Bibelbuch versenkt,
Am Gesims des kleinen Fensters liegen,
Froh des Lichts, das ihr der Tag noch schenkt?
Abend ist's, das Stäbchen drinnen dunkelt,
Und die Sonne draußen sinkt zu Thal,
Aber am belaubten Fenster funkelt
Goldig noch der letzte Sonnenstrahl.

Liebtlich steht ihr Silberhaar der Alten,
Hell umsäumt vom goldnen Abendlicht;
Nad' verklärt bis in die kleinsten Falten,
Glänzt der Greisin erustes Angesicht;
Nacht's das Buch, das ihr ins Herze spendet
Himmelslicht aus Gottes Freudenjaal?
Kommt's vom Glanz, den ihr ins Fenster sendet
Scheidend noch der letzte Sonnenstrahl?

Glücklich, wenn am stillen Lebensabend,
Wenn zur Ruh' sein Erdentag sich neigt,
Holt und freundlich, Aug' und Herze labend,
Noch ein letzter Sonnenblick sich zeigt;
Selig, wer bei seines Abends Grauen,
Eh' die Nacht des Lichtes Rest ihm stahl,
Sich im Buch des Lebens zu erbauen,
Nüht des Lebens letzten Sonnenstrahl!

Karl Gerol.

(etwa 8 Millionen) gesprochen wird, als irgend ein anderer. Immerhin kann einer der Süddeutschen, zwar weit nicht der Quantität, aber der Qualität seiner Leistungen nach, sich neben Reuter, mit dem er schon manchmal in Parallele gestellt wurde, sehen lassen, das ist Hebel. Allein, was viel wichtiger ist, als solch etwaiger Rangstreit zwischen Nord und Süd, möchte Folgendes sein: Trotz allem Respekt vor unseren modernen Dichtern, namentlich auf lyrischem und epischem Gebiet, und speziell auf dem Gebiet des Romans, wir haben auf dem Gebiet der neueren hochdeutschen Dichtung keinen Klassiker im eigentlichen Sinne des Wortes — selbst ein Gustav Freytag kann diesen Rang nicht beanspruchen. Dagegen auf dem Gebiete der mundartlichen Dichtung haben wir einen Klassiker. Denn daß Fritz Reuter das ist, kann niemand bestreiten, und selbst Hebel ist in gewissem Sinne klassisch. Es liegt ja dies in der Natur der Sache; für das sogenannte Hochdeutsche sind unsere Klassiker längst da, für das Mundartliche mußten sie erst kommen. Und merkwürdig ist es, daß sie gekommen sind; ob sie an die Größe der „eigentlichen Klassiker“ heranreichen, diese Frage thut nichts zur Sache. Epigonen sind es auf keinen Fall, sie haben aber schon Epigonen erzeugt.

Es gibt nun Leute genug, welche der dialektischen Dichtung überhaupt mehr oder weniger das Existenzrecht absprechen, welche wenigstens nur sehr ungern sich der Thatsache fügen, daß sie sich ihr Existenzrecht erobert hat. In einem Punkte kam man nun nicht umhin, einigen Bedenken gegen die dialektische Dichtung Raum zu geben. Der Dialekt ist sicher berechtigt als eigenthümliche, der Stammesindividualität entsprechende Sprache, mündlich gesprochen im Verkehr von Ohr zu Ohr. Ist er es aber auch als geschrieben? Mit anderen Worten: die Berechtigung der Mundart als solcher, führt sie auch an sich die Berechtigung der mundartlichen Literatur mit sich? Hängt nicht die Mundart ganz an dem Orte der Heimat, an allen möglichen, oft kleinen Verhältnissen, an der stammeseigenthümlichen Lebensweise u. s. f. so sehr, daß sie, aufs Papier gebracht und dadurch den Grenzen der Heimat und dem unmittelbaren Klang des Ohres entrückt, ihr Recht und ihren Reiz verliert? Läßt sich nicht heute noch jeder Reuter-Schwärmer seine „Stromtid“ u. zehnmal lieber vorlesen, also seinem Ohr unmittelbar nahe bringen, ja, wenn er niemand anders hat, liest man dann ihn nicht lieber sich selbst laut vor, als daß man ihn nur still lesend genießt? Und dazu kommt, daß manche Dialekte sich gar nicht zum Druck eignen. Vom Schwäbischen kann das der Verfasser, der selbst Schwabe ist, mit bestem Gewissen versichern; gerade die neueste schwäbisch-mundartliche Produktion, die Weitbrecht'schen Geschichten haben ihn aufs neue davon überzeugt, daß man fast, um das Schwäbische schriftlich zum richtigen Ausdruck zu bringen, erst ein schwäbisches Alphabet erfinden müßte. Sollte am Ende ein Plattdeutscher, wenn nicht im gleichen Maße, doch auch ähnliches von dem „Plattdütsch, wie man's gedruckt liest“ sagen? Alle diese Bedenken können uns nun freilich angesichts der unleugbaren Thatsache einer sehr respektablen mundartlichen Literatur unmöglich zu der extremen Behauptung bringen, die mundartliche Literatur sei an sich etwas Ungeundes, eine Verirrung, ein ungutes Zeichen unserer Zeit u. s.; wohl aber müssen sie ganz sicher zu dem Satz nöthigen: vollberechtigt, aber auch nur berechtigt ist mundartliche Literatur dann, wenn sie genau die ihr durch ihre Heimat, ihre Stammeseigenthümlichkeit u. s. gezogenen Grenzen einhält, wenn sie allgemein Giltiges, z. B. allgemein Deutsches, ja allgemein Humanes genau nur in der Ausprägung gibt, wie sich dasselbe, nicht bloß in der Form, sondern auch in der Auffassung der Sache, in der betreffenden Stammesheimat gestaltet hat. Ein, wie ich glaube, schlagendes Beispiel kann, was ich meine, verdeutlichen. Thörichte Leute haben es schon Hebel, dem protestantischen Prälaten, übel nehmen wollen, daß seine Gedichte fast nur katholisches Leben zur Darstellung bringen, ja daß er ganz behaglich „s ist zum lutherisch werden“ sagen kann. Aber der allemännische Dialekt wird nun eben einmal größtentheils von Katholiken gesprochen; Hebel hat also ganz vollkommen richtig gehandelt, wenn er als Allemanne sozusagen katholisch wurde.

In der mundartlichen Literatur behauptet sich die Stammeseigenthümlichkeit. Und mit Recht; sie verdient ein solches Behauptetwerden, eben auch in der Literatur. Es ist unleugbar, daß eine Menge echt poetischer Anschauungen und Ausdrücke mit Aufgeben der Mundart fast verloren gehen. Wenn die Leute gemüthlich werden, sagt F. Reuter einmal, so gerathen sie ins Plattdütsch; daß es einem Schwaben ebenso geht, werde nicht bloß ich bezeugen. Der natürliche Erguß dessen, daß das Herz voll ist, jenes „von der Leber weg reden“ führt, selbst wenn kein Dialekt mehr da wäre, von selbst zu solchen Nuancirungen der einheitlichen Sprache, die eben jener Eigenthümlichkeit entsprechen. Und daß dann dieser Dialekt sein Recht auch literarisch behauptet, kann, wenn es in den angegebenen Schranken geschieht, nicht beanstandet werden. Aber nun, wir fürchten — und dieser Satz wird nun nicht mehr unbewiesen genannt werden können: je mehr ein Dialekt glaubt sich literarisch auszusprechen und behaupten zu müssen, um so mehr ist dies ein Zeichen, daß er bereits um seine Existenz kämpfen muß. So lange ein Dialekt sozusagen die unbestrittene Herrschaft in seinem Gebiet hat, so lange wird er niemals in bedeutenderer Weise, namentlich nicht in massenhafteren Produktionen, literarisch auftreten. Häufigeres Hervortreten mundartlicher literarischer Produkte hat seinen psychologischen Grund in einem inneren Dualismus, in welchem sich die Verfasser befinden zwischen der, ihnen als „Gebildeten“ notwendigen einheitlichen, hochdeutschen Ausdrucksweise und der ihnen als „Plattdeutschen, Pfälzern, Baiern, Schwaben“ u. s. liebten mundartlichen Redeweise. Ich behaupte: zu mundartlicher Dichtung führt einen bedeutenden Menschen ein gewisses inneres Weh, das ihn besleicht bei dem Gedanken: ich und jeder Gebildete soll um jeden Preis hochdeutsch reden und schreiben, und doch ist meine Heimatssprache so schön; so schön, daß ich's der Welt zeigen will, was sie ist. Ob das dem betreffenden schaffenden Geiste ganz in dieser Weise zum Bewußtsein kommt, macht nichts aus; die mundartliche Literatur ist eine Reaktion der Stammeseigenthümlichkeit, die sich über Gebühr beengt fühlt, gegen das Nivellement der Spracheinheit.

Da wäre nun freilich die Thatsache zu erweisen, daß in der That die Spracheinheit, das sogenannte Hochdeutsche gegenwärtig die Dialekte zu verdrängen droht. Ich kann natürlich in dieser Beziehung zunächst nur von Süddeutschland, speziell Schwaben aus als einer, der Erfahrung hat, reden. Und da ist die genannte Thatsache unleugbar. In Schwaben spricht man zwar, auch in gebildeten Kreisen, noch immer ganz ordentlich schwäbisch; allein sobald wir Schwaben nicht, wie man bei uns sagt, „unter uns Pfarrtöchtern“ sind, strengen wir uns wenigstens entschieden an, „gütdentsch“ zu reden. Ob's immer gelingt, ist eine andere Frage; aber Faktum ist: das, was z. B. norddeutsche Besucher bei uns zu hören bekommen, ist vielleicht nach ihren Begriffen „schwäbisch“, nach unseren „hochdeutsch“. Und selbst auch da, wo nur Schwabenblut, unvermischt und echt, in einer „gebildeten“ Gesellschaft vertreten ist, wird nicht rein schwäbisch mehr gesprochen, auch nicht das Schwäbisch, das bei uns, wenn man sich gehen läßt, die Angehörigen der mittleren und höheren Stände reden (geschweige das bäuerliche Schwäbische), sondern ein eigenthümlicher Mischung von Hochdeutsch und Schwäbisch, der oft herzlich komisch anzuhören ist.

Sollte es nun auf anderen deutschen Stammesgebieten ähnlich sein? Was ich in dieser Beziehung namentlich vom hohen Norden, z. B. Hamburg, Holstein u. s. w. erfahren habe, lautete das eine Mal so, das andere Mal anders. Die einen Berichterstatter konstatirten es ebenfalls als unleugbare Thatsache, daß unter den Gebildeten das plattdeutsche Reden mehr und mehr abhanden komme; andere versicherten das Gegentheil. Jedenfalls scheint dort die Gefahr, daß die Stammesmundart von der Spracheinheit zurückgedrängt, ja gar verschlungen werde, noch nicht so nahe gerückt, wie bei uns im Süden. Aber vorhanden ist diese Gefahr auch dort. Und es muß ja so sein. Nicht bloß die deutsche Reichseinheit, sondern der unendlich gesteigerte, auf allen Lebensgebieten sich erweiternde Verkehr der

Stammesangehörigen mit Gliedern anderer Zunge, die unbedingte Nothwendigkeit, sich gegenseitig einer Sprache zu bedienen, die wenigstens jeder versteht, das alles muß ein Sprachnivelement so gut herbeiführen, wie dies seiner Zeit in Frankreich geschehen ist. Eine eigenthümliche Seite der Sache zeigt das jetzt so stark hervortretende Verlangen nach einer einheitlichen deutschen Orthographie. Ist einmal eine solche wirklich durchgeführt, so müssen darunter die Dialekte leiden. Der eine Dialekt spricht z. B. in demselben Wort den „t“ oder „p“-Laut hart, den andere weich, der eine dieselbe Silbe gedehnt, der andere geschärft aus. Ist aber einmal für jedes Wort die eine oder andere Aussprache offiziell und muß sie so namentlich in den Schulen getrieben werden, so fällt auch von selbst, freilich nur allmählich die mundartliche Abweichung weg. Das Fatale in diesem Sprachreinigungsprozeß, was ihm andererseits auch Eintrag thut, ist nur dies, daß wir in Deutschland niemals eine solche mächtige Centralmacht in dieser Beziehung haben werden und haben können, wie es in Frankreich die Academie geworden ist, und wie es neben dieser in Frankreich für die bei Gebildeten allein passirende Aussprache als solche der Einfluß des Théâtre français ist. Etwas ähnliches werden wir in Deutschland nie besitzen, und, denke ich, wir wollen's auch nicht. Damit ist freilich immer wieder einer gewissen Unebenheit Thür und Thor geöffnet. Wenn es für die Orthographie am Ende gelingen sollte, eine Einheit herzustellen, welcher Typus der tausendjährigen deutschen Aussprache soll denn der normale werden? Sollen wir Schwaben „preußisch“ oder „sächsisch“ oder, was man uns immer als das non plus ultra anempfiehlt, „hannoversch“ reden lernen? Nein, sagt man, sondern eben schriftdeutsch: „so reden, wie es geschrieben steht“. Ach, wer thut denn das? Da haben wir Süddeutschen, ehrlich gestanden, immer ein wenig Angst, es möchte uns mit der „schriftdeutschen“ Aussprache doch fälschlich ein wenig „preußisch“ u. dgl. aufstrotzen werden. Wir finden z. B., daß die Herren Preußen, die zu uns kommen und bei uns Dienste nehmen, sehr selten ihr „i“ oder wenigstens „h“ statt „g“ aufgeben; nun sollen wir unser „g“ drangeben? Ist denn nicht „g“ schriftdeutsch da, wo „g“ steht, und „h“ da, wo „h“ steht? Das mag spähhaft klingen, es steckt aber Ernst hinter dem Scherz. Bis auf den heutigen Tag ist eine einheitliche deutsche Sprache zwar wohl als geschriebene, nicht aber als gesprochene Sprache vorhanden. So lange nur das erstere der Fall ist,

so lange haben die Dialekte, sowohl in dem Mund der Leute, als in der Schrift noch nicht ihren Untergang zu befürchten; je mehr aber das letztere der Fall ist — und irgend wie wird es doch zu einer einheitlichen Mundart der Gebildeten kommen — desto sicherer gehen sie in beiden Beziehungen ihrem Untergange entgegen.

Anders ausgedrückt: mehr und mehr werden die deutschen Stammesmundarten zu todtten Sprachen; sie werden vielleicht noch längere Zeit, gerade je mehr sie aus dem Munde verdrängt werden, um so mehr sich in der Schrift behaupten. Und manchen wird es noch wohl in Jahrzehnten, schwäbisch geredet, „anheimele“, wenn er wenigstens liest (wenn auch nicht mehr hört), wie man in seiner Jugend, wie man da und dort gesprochen hat. Und mancher wird es bebauern, daß so ein Schatz von Originalität, um nicht zu sagen Produktivität, verloren gegangen ist und immer mehr verloren geht. Nicht als ob der Volksgeist nicht auf anderem Wege den Schaden wird zu erzeuhen wissen. Es sind ja schon manche Dialekte zu Grunde gegangen in diesem und jenem Volk, und sind dafür andere Spracherscheinungen hervorgetreten. Aber eine gewisse Wehmuth kann doch der Freund der möglichst lebensvollen Mannigfaltigkeit auf dem Gebiete des Sprachlebens seines Volkes nicht unterdrücken, und vielleicht könnte man — wir reden im Ernst, obgleich wir es nicht gerade so tragiisch ansehen, wie es hier lautet — auf das letzte Resultat dieses Prozesses mit kleinen Aenderungen die Worte des Philosophen des „Unbewußten“, E. v. Hartmann anwenden, welcher der Menschheit folgendes Horoskop ihres Endes stellt, das wir wie gesagt nur auf das Ende dieses Sprachprozesses uns umzubeden erlauben: „auch für die deutsche Sprache kommt nach der kräftigsten Mannesthätigkeit das Greisenalter, wo sie, zehrend von den praktischen und theoretischen Früchten der Vergangenheit, in eine Periode der reifen Beschaulichkeit eintritt, wo sie in erhabener Melancholie, gleichsam wie ein Verkärter, über ihrem eigenen Leibe schweben und nur noch ein Mitteleiden mit sich selbst fühlen wird.“ Für die Sprache wäre hiermit das Versiegen der Quelle der Produktivität bezeichnet, und was damit dem Volk, das diese Sprache spricht, prophezeit wäre, liegt auf der Hand. Soweit gehen sicher unsere Befürchtungen nicht. Aber item, Schade wäre es doch, wenn auch nur auf dem Gebiete der dialektischen Literatur die jegige starke Produktivität der Vorbote baldiger Unfruchtbarkeit, baldigen Ersterbens wäre.

Am Familientische.

Bei den Kenthierlappen.

(Zu dem Bilde auf Seite 269.)

Ein kurzer Ausflug von Tromsö in das Trömsdal genügte, um mich mit den Lappen und ihren Kenthierherden bekannt zu machen. Das Trömsdal bildet einen ungeheuren Bogen zwischen hohen Bergreihen, der Grund ist theils felsig, theils mit Unterholz und Gestrüpp malarisch bedeckt und von dem grauen Gestein an beiden Seiten hüpfen und plänkerten zahllose Bächlein herab, die alle paar Schritte unieren Weg durchschnitten und eiland sich in die Trömsdal Elv ergießen. Wir mochten wohl eine Meile weit in dieses romantische Thal eingedrungen sein, als plötzlich, vom leichten Windhauch getragen, ein nicht unmelodischer Schall zu unseren Ohren drang. Hört, es wiederholt sich! Gewiß ist es die Stimme eines Lappen, der seine Kenthierherde anruft. Wir blieben stehen, blickten scharf durch das die Aussicht verstopfende Felsgewir, und siehe da, sie waren es. Kenthiere von allen Größen, zu zweien, zu dreien, zu Dutzenden, zu hunderten. Ja, sie waren es, die eingeborenen Bürger der Wildnis, zu einer Masse von Leben und Bewegung vereinigt. Seht ihr auf und niederstaudendes Geweih, dicht gestellt wie ein Wald, steht ihr im nordischen Sonnenlicht schimmerndes Fell!

Im Augenblick war ich mitten unter ihnen und sah dann erst, daß ein lappländischer Bursche und ein Mädchen damit beschäftigt waren, sie nach dem Lager zu treiben. Der Jüngling hatte helle, muntere, braune etwas tief liegende Augen; seine Hände waren klein. Sein Roost (Oberkleid) bestand aus einem Fell mit der Wolle nach innen und reichte bis an die Knie, auf dem Kopfe trug er die runde wollene lappische Mütze mit der rothen Troddel. Diese beiden, von einigen kleinen Hunden unterstützt, trieben die Herde gemächlich vorwärts und riefen von Zeit zu Zeit den saumeligen Thieren zu, sie zur größeren Eile mahnend, während ich aus tieferer Zunge, um meiner Freunde Ausdruck zu geben, ein lautes Hulloh dazwischen erschallen ließ. Die ganze Scene war außerst lebhaft und erregend. Der helle Sonnenschein, das muntere Grün, der Reiz des Neuen, alles traf zusammen, um den Gang durch das Trömsdal zu einem der angenehmsten zu machen.

Eigenthümlich war das Geräusch, das die Herde von sich gab. Die Weibche der Hirsche schlugen aneinander, gar seltsam knackten und klapperten die Hufe der Hunderte von Thieren und sehr auffallend war ihr Schnauben. Die Herde war eben daran, ihr Winterkleid abzuzwerfen und die Helle hatten daher ein etwas labiles und zerzaustes Ansehen.

Endlich näherten wir uns dem Lager der Lappen, welches aus zwei großen Gammern (Sommerhütten), einer Art Hängeboden und einem Pferd für die Kenthiere bestand. In letzterer wurde die Herde getrieben und bald trat auch die ganze Gesellschaft der Lappen aus den Hütten, mit allen zum Melken nothwendigen Geräthschaften versehen: langen Schlingen aus Kenthierhaut und hölzernen unformlichen Gefäßen zum Auffangen der Milch.

Es mochten etwa zwanzig Lappen beisammen sein, die alle wie unser Führer gekleidet waren. Die Frauen trugen leberne Hütel, die mit blanken messingenen Fierathen, dem Stolz der Schönen, dicht besetzt waren, während im einfachen Hütel der Männer ein Messer in der Scheide steckte. Es war eine Versammlung von Jüngern, denn die Männer waren kaum fünf Fuß hoch, die Weiber um ein bedeutendes kleiner. Doch hatten die meisten einen robusten Bau und breiten Brustkasten. Die erste Sorge dieser Nordländer war nun, die widerstehlichen Thiere einzufangen. Dies geschieht, indem der Lappe mit sicherer Hand eine Schlinge um das Geweih des Thieres wirft, welches er sich ausgehakt hat. Zweitens macht es dann keinen weiteren Widerstand; oft aber läuft es mit der Wurfschlinge und dem daran hängenden Lappen im Pferde herum und schleppt ihn eine Meile mit sich fort. Endlich steht es still und das Melken beginnt. Wie lebhaft es hierbei im Pferde zugeht, ist schwer zu beschreiben. Ein jeder hatte vollauf zu thun, und sogar die kleinen schmutzigen Lappentinder übten sich im Werfen der Schlinge. Wir bestiegen einen Bergabhang, um das Lager aus der Vogelperspektive zu beschauen. Ein wilder Bach rauschte herab, den wir bis zur Quelle verfolgten. Hier fing der ewige Winter an und das Wasser rann zwischen getrorenem Schnee, der es an einigen Stellen überbrückte. Als wir in die Tiefe blickten, lagen die Gammern und der Pferd unter uns, und das ganze Thal glühte in hellen sonnigen Farben, obgleich es

schon zehn Uhr abends war. Allmählich wurden auch die Reuthiere wieder frei gelassen, nachdem das Melken, welches die ganze Gemeinde über eine Stunde beschäftigt hatte, beendigt war.

Als wir den Berg hinabgestiegen waren, sahen wir die unförmige Gestalt eines Lappens und zu seinen Füßen ein Ren, welches er eben geschlachtet. Um das Thier zu tödten, nimmt der Lappe ein kleines Messerchen, dessen Klinge keine zwei Zoll lang ist, und löst es ihm in den Hals. Dabei hütet er sich, es aus der Wunde zu ziehen, damit das kostbare Blut nicht verloren gehe; so löst er das arme Thier, dessen Leben unmerklich schwindet, weiter gehen, bis es taumelt und umfällt. Dann zieht er mit großer Geschwindigkeit die Haut ab, so daß sie von keinem Tropfen Blut verunreinigt wird.

Auf dem Rückwege nach Tromsø begegneten wir auch einem Lappen, welcher drei große Reuthiere führte. Sie gingen eins nach dem andern stätlich daher, schwer mit Gepäc beladen, welches an ihren Seiten herab hing. Nur schwer lassen sich nach langer Abrihtung diese Geschöpfe als Lastthiere gebrauchen.

Vom Kilo zum Milli.

Am 17. August 1868 erschien die neue Maß- und Gewichtsordnung für den norddeutschen Bund mit der Bestimmung, daß sie vom 1. Januar 1872 an Gültigkeit haben solle; während der zwischen liegenden Periode trat zum Norden der Süden, er that eifrig mit, und vom Neujahrsmorgen 1872 an durfte und mußte Deutschland nach Meter, Ar und Liter rechnen. Es machte sich ganz gut, die Jungen in der Schule hatten die Dezimalrechnung eifrig getrieben, von den Erwachsenen war eine stattliche Anzahl beinahe ein Jahr lang in Frankreich gewesen mit dem ausdrücklich angestrebten und auch erreichten Ziele, sich in den neuen Verlehrsgrößen zu unterrichten, und endlich traten, die Rechnung erleichternd und erläuternd, die neuen decimalen Mäzgrößen hinzu, und heute weiß jede Milchfrau, wie viel Wasser sie dem Liter Milch zuzegen muß, um bei zehn Pfennigen Marktpreis mit Ehren bestehen zu können.

Somit wäre alles gut, nur das eine nicht, daß niemand noch bis heute wußte, wie er die Abkürzungen der neuen Wörter, welche Maß und Gewicht bedeuten, zu schreiben hat, damit ihn jeder deutsche Mitbürger versteht. Und solche Abkürzungen müssen sein, denn gesetzt, sie wären nicht auf Erden, so gingen täglich eine Masse Zeit und Papier verloren. Man denke nur, wie oft diese Begriffe in Zeitungen, Büchern und Briefen wiederkehren. Nun hätte man meinen sollen, diese einfache aller Bedürfnisfragen hätte sich schon den Gelehrten aufdrängen müssen, aber sie muß es doch nicht ordentlich gethan haben, denn sonst wäre der Maß- und Gewichtsordnung ein Paragrah angehängt worden, folgenden Inhalts:

Die Abkürzungen der Maß- und Gewichtsbezeichnungen werden für den amtlichen Verlehr so und so festgesetzt.

Man hätte ferner meinen sollen, die spätere Eichordnung vom 16. Juli 1869 hätte ganz unabwendbare Veranlassung geboten, dergartige amtliche Feststellungen zu machen, aber auch damals schwieg noch des Gelehrten Höllichkeit.

Nun ging anno 72 das Rechnen los, und sofort standen Hagelwolken am Himmel, geladen mit Abkürzungsvoorichlägen; sie entluden sich in technischen Journalen, in Tageszeitungen, in Ingenieurvereinen, technischen Bureau und Maschinenfabriken, und wohin man die Augen wendete, fand man m, M, mt, Mtr, welche Meter, l, L, Lt, Ltr, welche Liter, H, h, Hl, Hltr, welche Hektoliter bedeuten sollten zc. Von einer Zeitschrift insbesondere wissen wir, daß sie jahrelang die von ihr erdormenen Abkürzungen dem Publikum vorführte, um es an den Anblick zu gewöhnen; von einem technischen Vereine wissen wir, daß er jedem Mitgliede bei schwerer — allerdings bloß moralischer — Verantwortlichkeit die Führung der vom Vorstande festgesetzten Abkürzungen auferlegte. Alle diese kleinen Mittel indessen verlingen nicht, und das Bedürfnis wurde immer schreiender. Da legten sich in letzter Zeit einige Einzelregierungen ins Mittel und ordneten die für den amtlichen Verlehr geltenden Abkürzungen an, aber diese Abkürzungen harmoniren wohl auch nicht recht mit einander, und nun versteht der amtliche Baier den amtlichen Sachsen nicht, und wenn der Hesse em schreibt, muß der gewissenhafte Oldenburger anfragen, ob das Cubikmeter oder Centimeter heißt. Bei all solchen Dingen kommt der Segen nur aus den höheren Regionen, und er ist nun gekommen, nachdem wir uns sechs Jahr ohne ihn haben behelfen müssen.

Dem im Februar 1877 ist vom Reichskanzleramte eine Kommission zur Feststellung abgekürzter Maß- und Gewichtsbezeichnungen zusammenberufen worden, und ihre Vorichläge haben den Beifall der obersten Bundesbehörde gefunden. Die Kommission war zusammengekeh aus 16 Mitgliedern, und es waren in ihr die deutschen Regierungen, die Eichungsbehörden, die Lehranstalten, technischen Vereine, die Kaufmannschaft und der Buchhandel vertreten. Das vorgeschlagene Bezeichnungssystem ist folgendes:

Längenmaße	Kilometer . . . km	Körpermaße	Cubikmeter . . . cbm
	Meter . . . m		Hektoliter . . . hl
	Centimeter . . . cm		Liter . . . l
	Millimeter . . . mm		Cubikcentimeter . . . ccm
Flächenmaße	Quadratkilometer . . . qkm	Gewichte	Cubikmillimeter . . . cmm
	Hektar . . . ha		Tonne . . . t
	Ar . . . a		Kilogramm . . . kg
	Quadratmeter . . . qm		Gramm . . . g
	Quadratcentimeter . . . qcm		Milligramm . . . mg
	Quadratmillimeter . . . qmm		

Die Kommission ging dabei von den Erwägungen aus, daß Abkürzungen nur für diejenigen Bezeichnungen eingeführt werden, welche sich im Verlehrsleben wirklich eingebürgert haben, daß also Bezeichnungen wie Stab, Kette, Kanne zc. unberücksichtigt bleiben, daß ferner möglichst wenig Buchstaben und nur Buchstaben, aber keine anderen Zeichen Anwendung finden, daß zur thätlichsten Vereinfachung auch die sonst üblichen Punkte hinter den Abkürzungen weggelassen werden, und daß endlich, worauf das Hauptgewicht gelegt wurde, ein für die Schute brauchbares, leicht zu erlernenes und zu seinen Fortschritten Veranlassung gebendes System Anwendung finde. Diesen Erwägungen ist der Bundesrath überall beigetreten, und es sind die obigen Abkürzungen nunmehr für den amtlichen Verlehr und für den Unterricht in den öffentlichen Lehranstalten angenommen worden.

So sehr wir uns nun freuen, daß endlich ein erstarrter Schritt gethan worden ist, um aus der babilonischen Abkürzungsverwirrung herauszukommen, so sehr wir mit allen Erwägungen der Kommission einverstanden sind, so wenig können wir anerkennen, daß der vornehmste Gesichtspunkt, den die Kommission aufgestellt hat, gewahrt worden ist; wir können nicht zugeben, daß die Bezeichnungen für die Schute vollkommen brauchbar sind, denn es fehlt das System und die Konsequenz. Nach obiger Reihe heißt e in dem einen Falle Centi, in dem andern Falle Cubil und dann ist wieder für Cubil die Abkürzung ob eingeführt. Das muß zu Verwirrungen bei den Schülern führen, es wird auch manchem Großen den Kopf verwirren und wäre doch sehr leicht zu vermeiden gewesen, wenn man nämlich für die Bezeichnung Centi den Buchstaben z eingeführt hätte, wie dies auch am forrestesten gewesen wäre, denn die Maß- und Gewichtsordnung kennt nur Zentimeter, keine Centimeter. Mit dieser einzigen Abänderung käme System in die Reihenfolge, jeder Irrthum wäre ausgeschlossen, und den Kindern in der Schule wäre leicht einzuprägen, daß

für die Grundeinheiten Meter Ar Liter Gramm			
die Buchstaben	m	l	g
für die Vielfachen	Deci	Kilo	
die Voriagbuchstaben	h	k	
für die Theilgrößen	Zenti	Milli	
die Voriagbuchstaben	z	m	
für die Begriffe	Quadrat	Cubit	
die Voriagbuchstaben	q	c	

zu gelten haben, und daß außerdem für die Mäzgrößen: Tonne der Buchstabe t eintritt.

Wir sind aber im übrigen der Kommission und dem Bundesrathe herzlich dankbar dafür, daß nicht zu viel Benennungen eingeführt worden sind, der gesunde Sinn des Volks hat auch hierin sich schon bethätigt, die Bezeichnung Deca- und Deci- werden nur von Dästelmeiern und die Bezeichnungen Stab, Kette, Kanne, Faß nur von Antiquitätenkrämern in Mund und Feder geführt. Wer also mit diesen abgethanen Größen noch liebäugeln will, der mag ihnen auch ihre vollen Titel und Würden geben.

Ein armer Poet.

Am Fensterbret, von Frost erstarrt,
Ein armes Vöglein sitzt und harrt
Nur auf ein Bröcklein Brotes;
Ach, traurig-trübe Winterzeit!
Wie fahl der Wald! Die Äur verichneit!
Und keine Nahrung weit und breit
Im kalten Reich des Todes!

Ja, ja, mein fröhlicher Poet!
Die schöne Sommerszeit vergeht,
Vergahet du den Winter!
Die Biene trug im Sonnenchein
Den süßen Blütenhonig ein, —
Ihr langet sorgenlos im Dain,
Der Lüfte leichte Kinder!

Doch nein! Du fangst in jede Brust
Hinst wunderliche Liebeslust!
Es haben keine Kinder
Mit Wonne jedes Herz erfüllt
Und manches schwere Leid gestillt,
Erklangen sie, von Duft umhüllt,
Vom Blütenzweig hernteder.

Drum Dank dir, fröhlicher Poet!
Wir weih'n dir nicht, wenn es zu spät,
Ein Denkmal — nach dem Tode!
Klopf' nur an alle Fenster an,
Ein jedes wird dir aufgethan,
Und freundlich dankt dir jeder dann
Mit einem Stücklein Brote!

August Sturm.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—50. II. Abtheilung. III. — Von New-York nach San Francisco. Von H. Semler in San Francisco. — Die modernen dialektischen Dichtungen und die Sprachreinheit. Von Robert Adel. — Der letzte Sonnenstrahl. Gedicht von Karl Gerol. Zu dem Bilde von B. Wolke. — Am Familientische. Bei den Reuthierlappen. In dem Bilde von Th. v. Edenbrecher. — Vom Kilo zum Milli. — Ein armer Poet. Gedicht von August Sturm.

Verausgeber: Dr. Robert Kornig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Krafzig in Leipzig. Verlag der Patzin-Expedition (Felsagen & Krafzig) in Leipzig. Druck von P. O. Teubner in Leipzig.



Szene aus dem Kafferkriege in Südafrika. Kafferkrieger von der Berliner Missionsstation Bethel Schafe stehend.

Der Kafferkrieg.

Während die Völk Europas auf die Entwicklung der Dinge in der Zukunft gerichtet sind und dort das Blut in Strömen fließt, sind gleichzeitig in anderen Erdtheilen keine Kriege ausgebrochen, welche in einer Zeit europäischen Friedens ungleich mehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würden, als dies natürlich heute der Fall ist, wo die Lösung der orientalischen Frage alles in Afrika erhält.

Es genügt es darüber gesagt worden, daß wir Deutschen keinen Kolonialbesitz in fremden Erdtheilen begehren. Das Für und Wider in dieser Angelegenheit ganz bei Seite gestellt, ist doch das Eine sicher, daß der Mangel an überseeischen Besitzungen uns eine Menge kleiner Kriege erspart, in welche die europäischen Kolonialmächte jahraus jahrein verwickelt sind. Seit fünf Jahren kämpfen die Holländer um Utschin auf Sumatra, wo der Krieg und die Steuern tausende von Soldaten dahingerafft haben; in Algerien haben die Franzosen alle paar Jahre gegen die Eingeborenen Kämpfe zu führen, und die Engländer kommen fast nie aus den Kriegen heraus. Sie, die größte Kolonialmacht (ihr Kolonialreich in allen Erdtheilen ist 380,000 Quadratmeilen groß, während das Mutterland nur 5700 zählt), haben stets ihren Little war, kleinen Krieg. Von den Kämpfen in Abyssinien und Afschanti haben wir alle vernommen; jetzt eben haben sie an der indischen Nordwestgrenze gegen den wilden afghanischen Stamm der Dschowafis einen Vernichtungskrieg begonnen, welcher der zweieunddreißigste ist, der an jener Grenze seit dem Jahre 1849, als das Pandjab annektriert wurde, geführt wird. Gefährlicher und wichtiger ist aber der in Südafrika im Herbst des verfloffenen Jahres entbrannte Kafferkrieg, der größere Ausdehnung anzunehmen scheint und daher von uns hier erläutert werden soll.

Seit die Europäer, zunächst die Holländer, dann die Engländer sich in Südafrika niedergelassen haben, wurden, gleich dem im Kaplande schon ausgerotteten Elephanten, die Eingeborenen (Hottentotten und Kaffern) mehr und mehr zurückgedrängt, während eine Reihe von Weissen besiedelter Staaten: Kaptolonie, Natal, Orange-Fluß-Freistaat, Transvaal-Republic sich mehr und mehr nach Norden vordrängten. Die Zahl der weissen Ansiedler war aber zu gering, um das ganze ungeheure Land allein zu besetzen, wofür sie ihnen blieben immer die Eingeborenen, die alten Herren des Grundes und Bodens, in der Mehrheit. Es konnte nicht fehlen, daß zwischen den Eindringlingen und den alten Grundbesitzern Kämpfe und Meinungen stattfanden, in welchen die letzteren schließlich doch allemal der höhern Einsicht und Kriegskunst der Weissen unterlagen. Mühsig und lange andauernd sind diese Kämpfe allemal gewesen, umso mehr, als von einer Ausrottung der Kaffern nicht die Rede sein kann, wie etwa die Rothhäute Nordamerikas von den Weissen ausgerottet worden. Als schätzbar, Viehzucht und Ackerbau treibende Völker erkannten sie sich immer wieder und halten daher an ihre ursprüngliche Eigenschaft, wie eine unabhändige Raubjagd, ein systematisches Vernechten von Wein und Getreide, Mangel an Aufrichtigkeit und Hatten des gegebenen Wortes, machen sie zu unbehaglichen Nachbarn und führen stets zu kleinen Kämpfen, die gelegentlich, wie gerade jetzt, auch einen größeren Umfang annehmen können.

Diesem wilden Kaffern, die heute fessend und brennend umherziehen, haben bereits 1849-53 in British-Kaffraria einen wüsten Krieg geführt, in welchem namentlich die Missionsstationen vernichtet wurden. Grundemann berichtet darüber in seiner vortheilhaften Missionbibliothek, daß 1849 unter den Kaffern ein angeführter Prophet auftrat, welcher unter dem Deckmantel neuer religiöser Lehren (z. B. die Sonne sei Gott) politische Aufregung hervorrief und den Kaffern gegen die Weissen schürte. Er noch die englische Verwaltung den Missionären Glauben schenkte, brach der neue Kafferkrieg aus, um Viehbesitzer des genannten Jahres. Die Wohnplätze weisser Kolonisten innerhalb des Landes und weit in die Kapkolonie hinein wurden ausgeplündert und niedergebrennt, die Bewohner vom Grotte bis zum Rinde ermordet. Allmächtig rotheten Feuerbrünste weithin den Himmel, Blut und Leiden bezeichneten die Streifzüge der zahlreichen Feindeshaufen. Die Missionäre mußten zum Theil unter großer Gefahr fliehen und die meisten ihrer Stationen wurden dem Erdboden gleich gemacht. Die Lage der Engländer wurde eine immer bedenklichere und die Kaffern unter Sandili, Makomo und Krill, dem Galeschäuptling, durch den günstigen Erfolg ihres Aufstandes immer kühner und siegestrunkener, dazu durch die Anwehung und Führung der vielen im britischen Heer eingezogenen und zu ihnen übergegangenen Hottentotten immer kampfgewüthter. Ihre Hauptkraft bestand darin, einen Guerillakrieg zu führen, nie auf eine offene Schlacht einzugehen und beim Herannahen größerer Truppenmassen in ihre Schluchten und Büsche sich zurückzuziehen, wofin ihnen die englischen Soldaten nur mit den größten Verlusten nachkommen konnten. So wüthete der Krieg bald stärker bald schwächer über zwei Jahre lang fort. Wenigen und Geld hatte er schon so viel verschlungen, daß England fast geneigt war, seine Besitzungen in Kafferlande aufzugeben. Zweiundzwanzig Missionsstationen (darunter mehrere der Berliner Gesellschaft gehörige, wie z. B. Bethel) waren in Trümmer und Asche gesunken; da gelang es endlich 1853 dem neuen Gouverneur Cathcart, zunächst mit dem Galeschäuptling Krill, dann mit dem Galeschäuptling Sandili Frieden zu schließen. Die Kaffern verloren den District Queensstown, aber die Regierung that nun Alles, um den Frieden zu erhalten und sie zu beschäftigen. Durch Anlegung von Wasserleitungen und Straßenbauten wurde ihnen Beschäftigung und Verdienst gegeben, und durch Ansiedelung einer großen weissen Bevölkerung an r Grenze, wozu die 4000 Mann starke deutsche Fremdenlegion unter Baron Tutterheim kam, suchte man sie im Zaume zu halten. Damals entstanden jener Gegend Ortsschaften, welche die Namen Berlin, Votsdam, Braunschweig, Petersburg, Breitbad u. s. w. tragen. Der Häuptling Sandili selbst

wurde von der Regierung in Gold genommen und auch durch Schulen und Wiederaufbau der schmählich vernichteten Missionsstationen gedachte man heilsam auf das Volk zu wirken.

Unser Landsmann, Prof. Frisch in Berlin, lernte jenen Sandili vor etwa 14 Jahren in dem Dorfechen Zutterheim kennen, welches den Namen nach jenem braunschweigischen Generale trägt, der vor fünfundsiebzig Jahren hier gegen die Kaffern kämpfte. Mit seinem Gefolge zu Pferde kam der Häuptling herangeprengt. „Die wilden Gestalten, entweder ganz nackt oder nur mit der Nationalkleidung, dem Karof bedeckt, sprangen von den dürftigen Pferden und erfüllten alsbald die Trinkeube, um ihren Körper durch etwas Brandy gegen die feuchte Abendluft zu stärken. Der Wirth des Hotels wies mir eine lange hagere Figur, die sich weidlich an dem edlen Alkohol zu ergößen schien, als Sandili, den berühmten Kafferkönig, welcher der englischen Regierung so viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Wer den Augenblick ergreift, das ist der wahre Mann! dachte ich bei mir und packte eiligst meinen photographischen Apparat aus. Die Verhandlungen mit dem edlen Kafferkönig begannen und wenn Ihre Majestät auch Anfangs zwei Pfund Sterling für die Ehre, sich von mir abnehmen zu lassen, verlangte, so kamen wir doch endlich zum Abschlusse mit einer Flasche Brandy, welche ich der dürftigen Hehle des hohen Herrn bewilligte. Von einem Zimmer aus strömend, eine alte Waizer als Hintergrund benützend, gewann ich das Abbild der theuren Person, welche gleichgültig vor sich hinsahend draußen im Regen auf dem Stuhle saß. Seine Meinung sprach er übrigens dahin aus, daß die Deutschen Sachelme waren, da sie solche wunderbare Sachen zu machen verständen, welche ihm

„Sandili ist von der Regierung noch jetzt (1864) gefürchtet, welche ihn dadurch unerschütterlich zu machen suchte, daß sie ihm einen täglichen Gehalt von 10 Schillingen bezahlte, um ihm auf diese Weise die Möglichkeit zu gewähren, sich durch Branntwein zu ruiniren. Er ist bester gewissermaßen als Polizeihauptmann über die nächsten Districte angesetzt, welche er durch seine Autorität in Ruhe und Ordnung zu halten hat. Doch auf die Konstitution des Kaffern verliert der Alkohol seinen Effect oder übt ihn doch nur wenigstens sehr langsam aus. Nie hätte ich geglaubt, daß der menschliche Organismus solche Quantitäten von Spirituosen zu bewältigen vermöchte, wie hier von diesen Herren verlistet wurden; sie tranken den stärksten Brandy wie leichtes Bier aus Wasserflaschen, zuweilen bis zu drei Flaschen an einem Tage, ohne wesentlich davon gekört zu werden.“

Die Ruhe unter diesen Kaffern, sowohl in British-Kaffraria als im Frei-Kaffern-Land“ ist immer nur von kurzer Dauer gewesen und die Ereignisse in Europa haben immer auch ihren Schatten auf jene Gegenden geworfen. So weckte die Kunde vom Krimkriege unter ihnen die Hoffnung auf Befreiung vom Joche der Engländer. Es hieß, die Russen würden kommen und sie vertreiben. Zu jener Zeit, berichtet Grundemann, trat unter dem Galesa ein neuer Prophet Umhlatza auf, der von den Geistern der alten Heiden und Häuptlingen des Volkes erfahren haben wollte, daß sie sammt und sonders aufstehen, in einem furchtbaren Orkan die Fremden aus dem Lande jagen und dasselbe wieder in den Besitz ihres Volkes setzen würden. Alle Galesa, die das nicht von dem Wirbelwinde mit fortgerissen werden. Darum sollte ein Jeglicher all sein Vieh schlachten, sein Korn wegwerten, kein Feld mehr bestellen, sonst würde er verloren gehen. Da schlachtete König Krill hundert seiner schönsten Ochsen und hieß sein Volk ein Gleiches thun; auch an die Häuptlinge in British-Kafferland erging dieser Befehl. Bald schlachtete man nach Herzenslust, so daß im Oktober 1856 schon der Hunger anfang sichtbar zu werden. Als der erste zur Auferstehung bestimmte Termin verfloßen war, erklärte der Prophet: es sei noch nicht genug geschlachtet. Auf seinem Kraal glaubte man nachts die Geister der alten Helden in der Luft zu vernehmen; die allgemeine Aufregung ergriff zuletzt den Engländern so ernst, daß 5000 Mann Truppen in British-Kafferland sich aufstellen mußten, um die Grenze (den Kai-Fluß) gegen die Galesa zu hüten. Da erkrankte Krill, der selbst schon wenigstens 6000 Ochsen geschlachtet und machte sich mit seinen Räthen und 6000 Kriegeren zum Kraal des Propheten auf. Der schob die Schuld auf etliche Säupflinge, die noch nicht genug geschlachtet, und verdröhtete auf den nächsten Vollmond, wenn der blutroth aufginge, sollten sie wieder zu ihm kommen, denn das sei ein Zeichen, daß die Geister wieder gnädig wären. So ging denn der Zaumel fort in British-Kafferland und bis Ende Januar 1857 waren wohl 400,000 Stück Vieh geschlachtet. Blutroth ging der Vollmond auf und am 8. Februar erschien Krill wieder vor des Propheten Kraal, ging allein hinein und kam mit dem Gebote wieder, daß binnen acht Tagen nach seiner Heimkehr alles und jedes Vieh, was sie noch besäßen, eine Kuh und eine Ziege für jeden ausgenommen, geschlachtet sein müsse; dann werde die große Auferstehung sicher erfolgen. So ging denn das unsinnige Schlachten noch einmal los und die letzten Vorräthe an Korn wurden weggeschüttet. Endlich ergriff der verheißene Tag, der 18. Februar, und es geschah nichts, auch am 19. wurde die Hoffnung der Betrogenen nicht erfüllt. Da wären nun wohl, und darauf war wohl das ganze höllische Spiel berechnet, die hunderttausend Wilden, vom bittersten Hunger zur Verzweiflung getrieben, raubend und stehend in die Kolonie eingebrochen, wenn nicht der Gouverneur, Grey, mit der erwählten deutschen Fremdenlegion erschienen wäre und dem drohenden Verderben einen Damm entgegengekehrt hätte. Aber viele Kaffern starben elend vor Hunger.

Zu vorigen Jahre ist es nun zu einem neuen Aufstande gekommen, welcher so große Dimensionen angenommen hat, daß die Ruhe und Stabilität der östlichen Theile der Kapkolonie dadurch ernstlich in Frage gestellt sind und die dortigen Streitkräfte nicht ausreichen, um die Ordnung wieder herzustellen. Bereits ist auf dem Transportdampfer „Danube“ ein englisches Regiment eingeschifft worden und die Abänderung weiterer Streitkräfte ist in Aussicht genommen. Zwar ist gegenüber der Macht, die England zu entsenden



Sandili, der Führer der Galesa.

* Grundemann: Buchhandels kleine Missionbibliothek. Zweite Auflage, Wiesbaden u. Leipzig 1877.

vermag, die Verlegenheit nur eine kleine, aber in gegenwärtigen Augenblicke, wo man in England erwog, ob man nicht tätiger bei der Lösung der orientalischen Frage vorgehen solle, wurden die reitendsten Kaffern geradezu als „unfreiwillige Verbündete Rußlands“ hingestellt. Es liegen indeß bis jetzt keine Anzeichen vor, daß der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges den Zustand der Kaffern beschleunigt oder herabgerufen habe, wenn es auch möglich ist, daß dieselben Kunde von ihm haben, wie ja unzweifelhaft der Krimkrieg sie mit wilden Hoffnungen auf die Vertreibung der gehässigen Fremdlinge erfüllte. Gleichzeitig ist an drei verschiedenen Stellen der Zustand der Kaffern ausgebrochen und bedeutende Streitkräfte sind von ihnen ins Feld gestellt worden. Es ist nicht mehr der sogenannte Wurfspeer, die Affagave, welchen der Europäer zu bewältigen hat, sondern die Hülse, die er selbst an jene verlor, wenn es auch alte ausgerichtete Feuerwaffen sind.

Die drei Landstriche, um welche es sich hier handelt, sind folgende: 1. Britisch-Kaffraria in der Umgebung von King-Williams-Town, wo der alte Sandili mit seinen Galesas sich erhob.

2. Frei-Kaffernland, welches, durch den Kaifluß getrennt, nördlich an das vorige stößt. Hier sind es die Galesa unter ihrem alten „König“ Krill, welche viele Tausende von Kriegeren ins Feld stellten.

3. Fern von diesen beiden Kriegsschauplätzen weiter im Norden das Sulu-Land, jenseit des Zugelassus, wo die mächtigen Sulu-Kaffern unter ihrem Fürsten Ketschwano sich erhoben haben und die blühende Kolonie Natal bedrohen, in welcher schon Schritt und Tritt von ihren früheren Kämpfen Zeugnis ablegt.

Die Ersten, welche loszogen, waren die Galesa unter Führung des alten Krill. Ausgeprägter Hord war, neben Raub und Plünderung der Ansiedlungen der Weißen, die Vertreibung der Engländer. Letztere haben allerdings das zwischen dem Kai- und Kaifluß gelegene Galesaland noch nicht förmlich angetastet, doch ist diese Anexion nur eine Frage der Zeit, da Frei-Kaffernland vollständig von den britischen Besitzungen eingeschlossen ist. Auch die Kunde von der Anexion der Transvaal-Republic durch die Engländer im vergangenen Jahre hatte aufregend auf die Kaffern gewirkt, und der alte Krill wußte recht gut, daß die holländischen Kaffeder dort sich nicht mehr der Angriffe der aufständischen Kaffern zu erwehren vermöchten. Jeder Hordmann mußte daher den Galesas angenehm sein, um gegen die Engländer loszuschlagen zu können und diesen Hordmann geben die Fingoes ab. Diese Fingoes sind ein Mißgeschick, aus allen möglichen Eingeborenen zusammengesetzt, zumeist aus befreiten Sklaven der Galesas, neben denen sie wohnen und von denen sie schon aus diesem Grunde feindselig betrachtet werden. Mit den Engländern stehen die Fingoes dagegen auf bestem Fuße; sie sind ein fleißiges Volk, treiben Viehwirtschaft und bringen das geerntete Korn auf die englischen Märkte. Ihr zunehmender Reichtum und der dadurch hervorgerufene Stolz erregte die Eifersucht ihrer Nachbarn, der Galesas, die an und für sich faul, nur soviel ernten, als sie gerade zum Lebensunterhalt notwendig brauchen.

Eine natürliche Folge waren häufige Raubereien zwischen beiden Völkern, den Galesas und Fingoes. Da erregte es sich im Juli des verflohenen Jahres, daß in dem kleinen Orte Butterworth, der mitten inne zwischen Fingoes und Galesas liegt, beide Stämme im Kampfe aneinander geriethen, wobei auf beiden Seiten Tode und Verwundete vorkamen. Sofort versammelten sich die Galesas, fielen ins Fingoesland ein, raubten, mordeten und plünderten nach Herzenslust, und als nun der Gouverneur der Kapkolonie, Sir Bartle Frere, für die den Engländern befreundeten Kaffern eintreten und eine Veröhnung zwischen beiden Theilen herbeiführen wollte, wies Krill mit schönen Worten dessen Abgesandte zurück. Der wilde Barbar wurde durch die Einmischung der Engländer auf's Höchste erbittert, schwor, daß er sie sammt und sonders vernichten wolle, und führte seine Galesas nun nicht bloß gegen die Fingoes, sondern auch gegen die nächsten Niederlassungen der Europäer. Letztere konnten ihm anfangs nichts gegenüber stellen als eine Anzahl berittener Polizisten und eine Schaar disciplinirter Fingoes, welche über den Kaifluß gegen Krill anrückten. Stolz entwickelte Krill seine Schaaren und als sie, ihren wilden Kriegesruf heulend, gepußt mit weißen Ochsenhäuten und Straußenfedern, Schilde, Affagave und Hälften schwingend, heranrückten, da rissen die Fingoes aus und die Polizisten führten allein den ungleichen Kampf. Er war bald entschieden. Die Europäer unterlagen und mußten ihre einzige Kanone in den Händen der Kaffern lassen, die durch ihren Sieg ermahnt nun erst recht raubend und zerstörend durch das Land zogen. Das war im Oktober.

Ränge schon hatte Krill gewißt und war gegen den Kaifluß vorgezogen, Britisch-Kaffraria bedrohend, als ihm endlich etwa 1000 rasch zusammengeraffte englische Freiwillige mit ein paar Kanonen unter Kommandant Griffith entgegenkamen. Im kleinen Guerillakrieg, der nichtsdestoweniger viel Blut kostete, gelang es den Engländern, Krill erst über den Kaifluß und dann noch weiter über den Umata-Fluß zurückzutreiben, wobei sie etwa 20,000 Stück Rinder erbeuteten. Krill flüchtete in das Pondoland, von wo er indeß (nach Bericht vom 2. December 1877) wieder hervordrang, als die Engländer abzogen, und nun auf's Neue raubt und plündert. Die Schilderhebung der Galesa wirkte mächtig auf ihre Stammes- und alten Streitgenossen, die Galesa in Britisch-Kaffraria ein, und in Sandil gabte das alte Kriegesblut wieder. Fanatischer Schreden entwand in King-Williams-Town, als man dort vernahm, dier alle Besizer der britischen Krone versammelte keine Krieger, deren Zahl auf 7000 angegeben wurde. Ihnen hatte der englische General Cunningham nur eine Handvoll Freiwillige entgegen zu stellen. Die bei den Bauern dienenden Kaffernhorden versetzten Dienst und Lohn und liefen nach Hause, jeder Farmer bewaffnete sich. Das

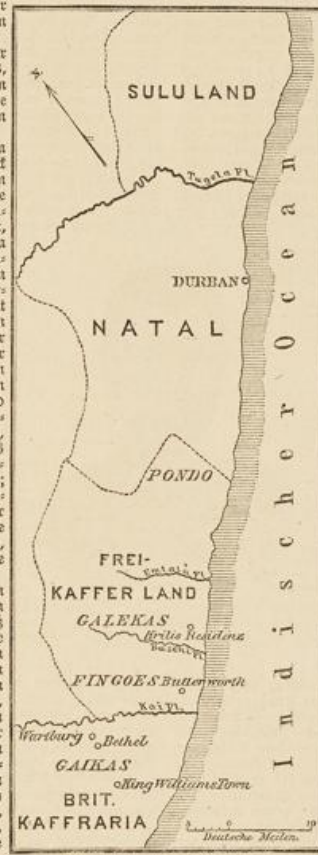
bestärkte die Wilden in ihrem Vorhaben und froh geworden, begannen sie zunächst Viehdiebstähle im großen Maßstabe. Die Berliner Missionsstation Bethel, welche bereits 1850 in Flammen aufgegangen war, wurde besetzt und der Missionar Rein, dessen Station Wartburg in Sandilis Gebiet liegt, packte seine Sachen und floh nach King-Williams-Town. Der alte Sandili spielte eine zweideutige Rolle; als er vernahm, Krill sei vor Kommandant Griffith geschlagen, versicherte er die Behörden, daß ihm ein Aufstand fern gelegen habe. Es ist aber dem Frieden nicht zu trauen und die Gahrung ist im Wachsen begriffen, einen Kaffernstamm nach dem andern erregend. Was dieses aber heißen will, erkennt man aus einem Vergleiche der numerischen Verhältnisse. Die britischen Besitzungen in Südafrika (Kapland, Britisch-Kaffraria, Basutoland, die beiden Oriqualand, Natal) und drei Kaffernland zählen nämlich nur etwa 250,000 Weiße gegenüber einer Million Farbiger, zu denen als Rückhalt noch die Kaffern in Transvaal und der Drangerepublik sowie im Sulu-Lande kommen.

Die letzteren haben denn auch infolge der Aufstände in Kaffraria begonnen sich zusammenzuscharen und sind an den Zugelassus, die Grenzlinie gegen die Kolonie Natal gerückt. Am 2. Januar äußerte sich der britische Kolonialminister Lord Carnarvon gegenüber einer Hilfe suchenden Deputation aus Südafrika folgendermaßen: „Das Auftreten des Sulu-Königs gibt zu den allerernstesten Sorgen Anlaß. Es gebietet, wie Sie wissen, über eine sehr starke und wohlbewaffnete, sowie vergleichsweise gut disciplinirte Armee und hat in der letzten Zeit Zeichen unabweisbarer Feindseligkeit von sich gegeben. Trotz der Warnung des Sir Theophilus Shepstone (Gouverneur von Natal) hat er auf von England beanspruchtem Boden einen besetzten Kraal erbaut und an ihm gefandte Vorposten zurückgewiesen. Sir Theophilus Shepstone hat dringend um Verstärkungen gebeten, die wir ihm gesandt haben.“

Die Geschichte der Amazulu (Sulu-Kaffern) ist seit Beginn dieses Jahrhunderts ein fortwährendes, nur zeitweise unterbrochenes Kämpfen gegen die Weißen und die Nachbarstämme gewesen und ihre Hauptlinge, deren Namen mit Blut in die Geschichte Südafrikas eingeschrieben sind, haben es verstanden mit organisatorischen Talenten ihr Volk zusammen zu halten und kriegerisch zu discipliniren. Im Jahre 1810 erlangte Tshata bei ihnen die Häuptlings- oder Königswürde; er war ein mächtiger, grausamer und blutdürstiger Mann, der ein regelmäßiges stehendes Heer schuf, dessen Traditionen sich heute fortbewahren. Jedes Regiment erhielt Schilde mit einem eigenen Farbenmuster; statt des langen Wurfspeers führte er die kurze Affagave ein, die jetzt längst schon durch alte Flinten und theilweise Hinterlader ersetzt ist. Kein Soldat durfte eine Frau nehmen und erst wenn er ausgedient hatte und Veteran geworden, konnte er einen Hausstand begründen. Die Truppen marschirten stets in einer Art von Phalanx mit dichtgedrängtem Centrum und zwei leichteren Flügeln. Wer aus dem Kampfe ohne Schild und Affagave oder mit einer Wunde im Rücken kam, wurde ohne weiteres niedergemacht, eine in die Flucht getriebene Heeresabtheilung wurde entweder decimirt oder bis auf den letzten Mann erschlagen.

Natürlich gerieth Tshata auch mit den im heutigen Natal angesiedelten Engländern und Holländern in Streit; noch mehr sein Bruder und Nachfolger Dingaan, welcher 1828 den Tshata ermordete. Erst als die Engländer 1845 den Natal-Staat begründeten, wurden innerhalb desselben geordnete Verhältnisse geschaffen und der Zugelassus zur Nordgrenze gegen das Sulu-Land bestimmt. Innerhalb des britischen Gebietes erhielten die Kaffern Land angewiesen oder wurden auf Kronländereien angesiedelt, wo sie Viehwirtschaft, Schafzucht und Ziegen halten, Mais und Kaffershirie bauen. Jeder Stamm hat seinen Vorfahren, der innerhalb des Stammes nach alten Ueberlieferungen und Gebräuchen waltet, aber für sein Thun und Lassen der Kolonialregierung verantwortlich ist, welche für die Angelegenheiten der Eingeborenen einen besonderen Beamten angestellt hat. Manches hat sich nun im Verlaufe der Zeit bei den Kaffern unter britischer Regierung geändert; an die Stelle der Karosse, der alten Fellmäntel, sind zur Freude der Engländer wollene Decken, ein guter Abgarrtisch, getreten und die Felder werden mit eisernen Haden aus Birmingham bestellt. Die Kaffern sind „gute Kunden“ geworden, und viele haben Gold- und Silbergeld. Jenseit des Zugelassus, im freien Sulu-Lande, sind die Verhältnisse aber immer wenig befriedigend geblieben. Dort folgte auf Dingaan der Häuptling Umpanda, welcher schon beim bloßen Verdacht, daß einer seiner Unterthanen auf britisches Gebiet übertreten wolle, über diesen das Todesurtheil aussprach. Der jetzt regierende Zululoni und Nachfolger Umpandas, der seine Schaaren zum Kampfe gegen die verhassten Fremdlinge aufrief, heißt Ketschwano.

Die Frage nach der Zukunft dieser Stämme ist eine schwer zu beantwortende. Sie sind rasch und vermehren sich rasch und an ein Aussterben derselben, wie es bei den Schwarzen Australiens z. B. stattfindet, ist nicht zu denken. „Es wäre thöricht zu glauben,“ schreibt der Missionar Kerenski, ein vorzüglicher Kenner Südafrikas, „daß Stämme von der natürlichen Begabung der Kaffern, sich willkürlich auf dem Standpunkte, auf dem sie stehen, würden zurückhalten lassen, daß man es ihnen wehren könne, über das, was sie bei den Weißen sehen, nachzudenken und aus ihrem Verkehre mit den Weißen Nutzen für sich zu ziehen.“ „Wir hoffen deshalb auch,“ fährt er fort, „daß unter ihnen christliche Gemeinwesen entstehen werden, denn wir sehen nicht ein, was uns die Hoffnung trüben oder nehmen könnte, daß diese Völker als solche das Christenthum annehmen werden. Ob unter diesen Stämmen der alte Christenglaube neue schöne Blüten zeitigen wird, ob sie berufen sind, einst Träger einer eigenthümlichen Kultur zu werden, das wissen wir jetzt freilich nicht.“



Skizze des Kriegsschauplatzes in Südost-Afrika

